

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Hildesheim,  
Köln und Osnabrück

---

**August 8/2022**

---

74. Jahrgang

**Aus dem Inhalt**

---

Bernhard Sill

**Eine Sexualethik, mit der wir leben können**

Positionen und Optionen

Werner Kallen

**„... ohne Warum“**

Randnotizen zum Glauben

Werner Kleine

**Mehr Theologie wagen**

Wie die Hebräerapostel motiviert, den Weg des Glaubens zu gehen

**PASTORALBLATT**

## Inhaltsverzeichnis

Gunther Fleischer	
<b>Zum Anfang gehört der Sabbat</b>	226
<hr/>	
Bernhard Sill	
<b>Eine Sexualethik, mit der wir leben können</b>	
Positionen und Optionen	227
<hr/>	
Werner Kallen	
<b>„... ohne Warum“</b>	
Randnotizen zum Glauben	235
<hr/>	
Arianita Mölder	
<b>Engagiert für eine „grüne“ Kirche</b>	239
<hr/>	
Werner Kleine	
<b>Mehr Theologie wagen</b>	
Wie die Hebräerepistel motiviert, den Weg des Glaubens zu gehen	241
<hr/>	
<b>Leserbriefe</b>	248
<hr/>	
Paul Petzel	
<b>„... kein Buch, mit dem man ‚lebt‘“?</b>	
Was geht uns Christen die Hebräische Bibel/das AT an und erst recht seine jüdischen Auslegungen?!	249
<hr/>	
Rezension	
<b>Anselm Grün: Zu Hause mit Gott</b>	255
<hr/>	



## Liebe Leserinnen und Leser,

manchmal kann man ja in der Kirche den Eindruck gewinnen, Jesus habe in seiner Verkündigung an den Ufern des Sees Genezareth die Königsherrschaft Gottes vor allem und besonders an Ausführungen zur Sexualität konkretisiert. Faktisch stehen die Häufigkeit des Themas in ekklesialen Verlautbarungen – spätestens seit „Humanae vitae“ – und der Stellenwert im Neuen Testament in keinem wirklichen Entsprechungsverhältnis. Andererseits kann die Sexualethik auch keine Leerstelle kirchlicher Theologie darstellen. Denn wenn Glauben bedeutet, seinen Weg „vor Gott, im Licht des Lebens“ zu gehen (Ps 56,14), dann kann keine Facette des Lebens davon ausgenommen bleiben. Deshalb, weil er es mit

Abspaltung versucht, wird Abraham auch – bei wörtlicher Übersetzung – von Gott ermuntert: „Geh vor mir und sei *ganz!*“ (Gen 17,1; weniger glücklich übersetzt EÜ das hebräische Wort *tām*: „untadelig“). Doch was ergibt sich, wenn man die kirchliche Sexualethik in das „Licht des Lebens“ stellt? Den Weg dieses Nachfragens begehrt der emeritierte Moraltheologe der Kath. Hochschule Eichstätt, **Prof. em. Dr. Bernhard Sill**.

Der Aachener Diözesanpriester und Schriftsteller **Kpl. Dr. Werner Kallen** fragt noch grundsätzlicher nach dem Lebensnerv der Kirche und des Glaubens selbst. Um im Bild zu bleiben: Wenn Nerven „Reizbahnen“ sind, dann ist für Kallen ein wichtiger „Reiz“ die „provokierende Absichtlosigkeit“, die er u. a. mit Worten des schlesischen Angelus, Meister Eckharts und Romano Guardinis veranschaulicht.

Im Rahmen des Jahresthemas „Engagementförderung“ setzt die Engagementförderin **Arianita Mölder** aus dem Seelsorgebereich Bornheim mit der Vorstellung eines Kräutergarten-Projekts, das ganz verschiedene Gruppierungen um einen Kirchort zu sammeln vermag, einen „grünen Farbtupfer“ in dieser Augustausgabe, der ganz im Sinne von „Laudato si“ ist.

Als Mitarbeiter an der biblischen Internetseite „in principio“ weiß ich, wie oft in den drei Lesejahren der Hebräerbrief Grundlage der Zweiten Lesung ist. Doch Predigten dazu habe ich so gut wie keine in Erinnerung. Die Perikopen haben es mit ihrer kultischen Bildersprache wahrlich in sich und sind theologisches Schwarzbrot. Dass es dem anonymen Schreiber gerade auf diese Schwarzbrotqualität ankommt und was inhaltlich auf dem Spiel steht, erläutert in zupackender Weise **PR Dr. Werner Kleine**, Neutestamentler und Cityseelsorger in Wuppertal.

Dem Hebräerbrief ist von den allerersten Versen an die Einheit von Altem und Neuem Testament eine Selbstverständlichkeit. Die Kirche hat sie im Laufe ihrer Geschichte zumindest auf der subjektiven Gefühlsseite ihrer Gläubigen – Priestern wie Laien – verloren und nur zu Teilen im Gefolge des 2. Vaticanum wiedergewonnen. Der Ambivalenz zwischen Ausgrenzung und Rezeption der Hebräischen Bibel einerseits und einem nach den Worten des Autors „kaum zu hintergehenden Referenzwerk“ zur Jüdischen Bibelauslegung andererseits geht der Kath. Religion und Kunst unterrichtende Gymnasiallehrer **Dr. Paul Petzel** nach, der zugleich Mitglied im Gesprächskreis Juden und Christen im ZdK ist.

Keine leichte Sommerlektüre, sondern nahrhaftes August-Schwarzbrot sei Ihnen, liebe Leserschaft, dieses Heft. Das wünscht mit herzlichem Gruß

Ihr

Gunther Fleischer

---

# Impuls

---

Gunther Fleischer

## Zum Anfang gehört der Sabbat

---

Das kennt keine andere Anfangserzählung des Alten Orients: Mit dem Anfang „denkt“ Gott auch schon ans „Aufhören“. Anders als es biblisch informierte oder christlich sozialisierte Menschen meistens assoziieren, beinhaltet das Wort „Sabbat“ von seiner Bedeutung her nicht den Aspekt der „Ruhe“ (hebräisch steht dafür das Verb *nûch*, wie das Sabbat-Gebot Ex 20,11 ausweist: „am siebten Tag *ruhte* er [hebr. *wayyānach*]; Ex 31,17 wählt stattdessen das Verb „Atemschöpfen“ [hebr. *nāfash*]). Etymologisch verweist das Wort „Sabbat“ (hebr. *shabbat*) mit dem verdoppelten „b“ wohl auf das mesopotamische Wort „schapattu“, welches den „Neumond“ bezeichnet. Mit dem gleichlautenden Verb „*shabat*“ (mit nur *einem* „b“) besteht nur eine lautliche zufällige Ähnlichkeit. Das Verb bedeutet schlicht „aufhören“. In anderen Verbformen des Hebräischen wechselt die Bedeutung gar zu „verschwinden“ bzw. „verschwinden lassen“.

Wörtlich und zugleich vom Jiddischen her inspiriert darf man das Ende der Erzählung vom Anfang also übersetzen:

*„Und Gott brachte am siebten Tag seine „Maloche“ zum Abschluss, die er getan hatte, und er hörte am siebten Tag mit seiner ganzen „Maloche“ auf, die er getan hatte. Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn, denn an ihm hatte er mit seiner ganzen „Maloche“ aufgehört, welche er schöpferisch gewirkt hatte, um [sie] zu tun“ (Gen 2,2-3).*

Welch tiefe „Gotteseinsicht“ der Heiligen Schrift, die uns vielleicht gerade im Urlaub zu denken geben kann: Wer anfängt, sollte auch „aufhören“ können. Von Gott her betrachtet geht es dabei weniger um das Ausruhen von der Anstrengung als zunächst einmal um die Souveränität, das mit viel Arbeitseinsatz („Maloche“, hebr. *m<sup>e</sup>lāchāh*) ins Dasein Gerufene in den Selbststand zu entlassen. Wenn es vorher mit rechten Dingen zugegangen ist, darf die bzw. der an Gott Glaubende darauf vertrauen, dass im Getanen Segen, d. h. „Kraft Gottes“ liegt, die ihre eigene Wirkung zeitigt (vgl. Röm 1,16). Das gilt für die einzelne Begegnung, in die seelsorgerische Intensität eingebracht wurde, auf die aber aus welchen Gründen auch immer keine zweite folgt. Es gilt für jedes pastorale Projekt, das am Ende auch ohne die ins Leben rufende „Gründungsgestalt“ und ohne deren Arbeit weiterlaufen soll. Es gilt für die Lebensarbeitszeit: Nicht aufhören können zu arbeiten und nichts Anderes zu können als zu arbeiten bedeutet, die heilvolle Sabbaterfahrung nicht in sein Leben hineinlassen zu können; es bedeutet allein auf die eigene „Maloche“ und kein bisschen auf Gottes Segen zu vertrauen, der auch noch am Werke ist, wenn wir aufhören.

Und natürlich gehört auch das biographische Lebensende in diesen Zusammenhang. Gerade unsere Zeiten, in denen der Anteil der Über-100-jährigen deutschlandweit die 20.000 überschritten hat, haben Erwartungen an die Lebenszeit generiert, die angesichts eines jeden totgeborenen Kindes und eines z. B. mit 60 verstorbenen Menschen zumindest in ihrer Selbstverständlichkeit als absurd entlarvt werden. Wenn Aufweckung aus dem Tode das endgültige Wirksamwerden der Schöpferkraft Gottes und das zur Vollendungführen das Anfangs ist (vgl. Röm 4,17), dann gehören die Einübung des Aufhörens und das Ernstnehmen der Sabbattheologie zusammen. Ferien sind eine gute Zeit des Einübens und des Bedenkens.

Bernhard Sill

# Eine Sexualethik, mit der wir leben können

## Positionen und Optionen

---

Es war am 22. Juli 1982, als Karl Rahner SJ bei der Theologischen Fakultät der Bayerischen Maximilians Universität Würzburg zu Gast war. Das Thema, zu dem der renommierte Theologe zu sprechen geladen war, lautete: „Eine Theologie, mit der wir leben können“. Gedruckt sind die Gedanken, die der Theologe Karl Rahner damals in Würzburg und bald darauf auch in Regensburg, Frankfurt am Main und St. Pölten zu Gehör brachte, später dann unter gleichnamigen Titel als Schrift in den „Schriften zur Theologie“, welche sechzehn Bände umfassen.

Dass der Titel „Eine Theologie, mit der wir leben können“, Programm ist und die Schrift unter eben diesem Titel Programmschrift, steht in der Tat außer Zweifel. Denn wenn der Theologe Karl Rahner etwas zu keiner Zeit bezweifeln wollte, dann dies: Theologie ist Theologie, „mit der wir leben können“, oder sie ist nicht gute Theologie.

Eine christliche Sexualethik muss wissen, will sie nicht von gestern oder von vorgestern sein, dass dieses Kriterium der Lebbarkeit ihrer Lehre(n) ein maßgebliches Kriterium bildet, dem sie zu entsprechen hat. Sie muss „theologisch“ so gebaut sein, dass sich sagen lässt, mit ihr lasse es sich gut leben.

Und wenn das gewusst ist, ist auch geklärt, dass einzig eine menschenfreundliche Sexualethik dann noch in Betracht kommt.<sup>2</sup> In Jesus Christus sei die „Menschenfreundlichkeit Gottes“ sichtbar geworden, heißt es im Titus-Brief Kapitel 3,

Vers 4. Eine Ethik, die sich auf Jesus Christus beruft, weiß darum, was sie zu sein hat: eine menschenfreundliche Ethik. Und damit hat sie weiß Gott aktuell noch viel zu tun beim Sammeln etlicher „Credit“ Points, bis man ihr wieder „Glauben“ schenkt, mit einem menschenfreundlichen Gesicht tatsächlich „punkten“ zu können.

Das Ganze hat eine lange Vorgeschichte, die einige kritische Vordenker verzeichnen kann, deren seismographisches Vermögen, vertieft Dinge vorab wahrzunehmen, noch ehe diese die Oberfläche breiter Debatten und Diskurse erreichen, beachtlich und darum beachtenswert ist. Deren Stimme(n) zu hören, empfiehlt sich daher durchaus. Denn da ist prognostisch Prophetisches zu vernehmen.

## „Katholische Kirche und Sexualität“ – Anfragen und Anklagen

*Der Dichter Rainer Maria Rilke*

Es war der Dichter Rainer Maria Rilke, der mit keiner kleinen vorausschauenden und vorhersagenden Fähigkeit begabt war, das zu registrieren, was sich unter der Oberfläche bei den Menschen, deren Zeitgenosse er war, als Unbehagen gegenüber der offiziellen Sexuallehre der Katholischen Kirche abzuzeichnen begann. In seiner Schrift „Der Brief des jungen Arbeiters“ aus dem Jahre 1922 nahm er damals wirklich kein Blatt vor den Mund, und das ist ihm auch heute noch zu danken. „Der Brief des jungen Arbeiters“ ist jedenfalls eine deutliche Klage darüber, dass es zur damaligen Zeit so etwas wie eine Rede und Lehre der Katholischen Kirche, die das Prädikat, lebensstauglich und menschenfreundlich zu sein, verdient hätte, seinem Dafürhalten nach nicht gab. Die Worte und Sätze seiner Klage lesen sich dann so:

*„Nun gibt es, scheint mir, ein völlig Un-  
ermeßliches, an dem mit Maßstäben, Mes-*

sungen und Einrichtungen sich zu vergreifen, die Menschen nicht müde werden. Und hier in jener Liebe, die sie mit einem unerträglichen Ineinander von Verachtung, Begierlichkeit und Neugier die „sinnliche“ nennen, hier sind wohl die schlimmsten Wirkungen jener Herabsetzung zu suchen, die das Christentum dem Irdischen meinte bereiten zu müssen. Hier ist alles Entstellung und Verdrängung, obwohl wir doch aus diesem tiefsten Ereignis hervorgehen und selber wieder in ihm die Mitte unserer Entzückungen besitzen. Es ist mir, wenn ich es sagen darf, immer unbegreiflicher, wie eine Lehre, die uns **dort** ins Unrecht setzt, wo die ganze Kreatur ihr seligstes Recht genießt, in solcher Beständigkeit sich, wenn auch nirgends bewähren, so doch weiterhin behaupten darf. (...)

*Warum hat man uns das Geschlecht heimatlos gemacht, statt das Fest unserer Zuständigkeit dort hin zu verlegen?*

*Gut, ich will zugeben, es soll nicht uns gehören, die wir nicht imstande sind, so unerschöpfliche Seligkeit zu verantworten und zu verwalten. Aber warum gehören wir nicht zu Gott von **dieser** Stelle aus?*

*Ein Kirchlicher würde mich darauf verweisen, daß es die Ehe gäbe, obwohl ihm nicht unbekannt wäre, wie es mit dieser Einrichtung bestellt ist. Es nützt auch nichts, den Willen zur Fortpflanzung in den Gnadenstrahl zu rücken –, mein Geschlecht ist nicht nur den Nachkommen zugekehrt, es ist das Geheimnis meines eigenen Lebens –, und nur weil es dort, wie es scheint, den mittleren Platz nicht einnehmen soll, haben so viele es an ihren Rand verschoben und darüber das Gleichgewicht verloren.“<sup>3</sup>*

Ein Text wie dieser klagt, beklagt und klagt an und ein. Deutlich spricht sich der Dichter gegen die seinerzeit gültige amtliche Ehe- und Sexuallehre der Kirche aus, von der er sagt, sie wisse sich zwar „in ... Beständigkeit“ zu „behaupten“, doch „nirgends (zu) bewähren“. Und das sind die

Punkte im einzelnen, die der Dichter – wohl gemerkt 1922! – bemängelt als gravierende Schwachpunkte dieser Lehre:

*Punkt 1* ist die seitens der Kirche betriebene „Herabsetzung“ der, wie es damals hieß, „sinnlichen“ Liebe als Teil der „Herabsetzung“ des Irdischen überhaupt. Damit will Rainer Maria Rilke sich nicht abfinden. Er will generell das Irdische generell nicht herabgesetzt wissen und speziell auch nicht das Geschlechtliche als dessen Teil.

*Punkt 2* ist aus der damaligen Sicht des Dichters der, dass das, was die Katholische Kirche zu den Fragen der Sexualität sagt, eine seltsame Mischung aus „Verachtung“, „Entstellung“ und „Verdrängung“ ist. Pointiert gesagt, der Dichter hat damals den Eindruck gewonnen, dass diejenigen, die da im Namen der Kirche lehren, im Grunde genommen die Sexualität verachten, sie in dem, was sie ist, entstellen und sich überhaupt des Abwehrmechanismus der „Verdrängung“ des ganzen sexuellen Lebensbereichs befleißigen. Wie da, wo alles „Verachtung“, „Entstellung“ und „Verdrängung“ ist, jemand dabei die Kompetenz gewinnen soll, etwas Stimmiges und Gültiges in Sachen Sexualität und Liebe zu sagen, ist für den Dichter Rainer Maria Rilke dann eigentlich auch unerfindlich.

*Punkt 3* ist ein Punkt, der dem Dichter „immer unbegreiflicher“ wird, und das ist – auf den Punkt gebracht – dann die Tatsache, dass die Kirche uns Menschen „**dort** ins Unrecht setzt“, wo wir Menschen unser „seligstes Recht“ genießen. Unser Recht auf Sexualität – für Rainer Maria Rilke ist es unser „seligstes Recht“ –, und da überrascht es ihn schon gewaltig zu sehen, dass eine so mächtige Institution wie die Katholische Kirche uns da „ins Unrecht setzt“. Der Dichter präzisiert dann ganz genau, was er sich dabei gedacht hat, wenn er behauptet, dass die Lehre der Kirche ihm „immer unbegreiflicher“ werde. Denn die Logik, die sich gegen jedes Begreifen sperrt, ist die Logik, so Rainer Maria Rilke wörtlich, die „uns das Geschlecht heimatlos gemacht

(hat), statt das Fest unserer Zuständigkeit dort hin zu verlegen“.

Des Dichters Vorwürfe an die Adresse des Lehramts der Katholischen Kirche kulminieren gewissermaßen in diesem Punkt. Denn es gibt in den Augen des Dichters Rainer Maria Rilke nichts Schlimmeres, als „*uns das Geschlecht heimatlos*“ zu machen. Ungeheuerlich findet er das, und das ist es wohl auch: in seiner Geschlechtlichkeit, also darin, Mann zu sein, Frau zu sein, darin soll der Mensch keine Heimat haben, darin soll der Mensch nicht beheimatet sein?! Sexualität – das soll ein Fremdkörper in seinem Leben sein und bleiben; auch in seiner Sexualität daheim zu sein – das soll, das darf nicht sein?! Der Dichter kann es nicht begreifen, dass die Heimat des Menschen in der Kirche und die Heimat des Menschen in seiner Sexualität nicht zusammenpassen sollen und daher auch nicht zusammengehen können. Der Mensch hat die Qual der Wahl: Will er in der Kirche beheimatet sein oder will er in seiner Sexualität beheimatet sein? Beides zusammen geht nicht.

Katholische Kirche und Sexualität – das geht also nur gegeneinander, nicht miteinander. Diesen Eindruck hatte der Dichter Rainer Maria Rilke jedenfalls 1922 gewonnen. Doch damit nicht genug. Wie ist es denn mit Gott und Sexualität? „Aber warum gehören wir nicht zu Gott von **dieser** Stelle aus?“ Dass der Dichter so fragt, lässt sich einzig so erklären, dass er sich ziemlich sicher ist, die damalige Lehre der Katholischen Kirche richtig wiederzugeben, die da besagt: Es gibt Stellen, von denen aus man zu Gott gehört – ganz gewiss –, doch die Sexualität ist keine dieser Stellen.

*Punkt 4* ist der Punkt, in dem der Dichter Rainer Maria Rilke dezidiert Position bezieht, Flagge zeigt und Farbe bekennt. Gegen die Tendenzen der Kirche, die den Menschen „*das Geschlecht heimatlos*“ gemacht haben, bekennt sich der Dichter zu der These, dass das Geschlecht „*das Geheimnis meines eigenen Lebens*“ ist und ich

so auch ein Recht darauf habe, auch in diesem Geheimnis daheim zu sein. Die Frage, die damit aufgeworfen ist, ist die Frage: Im Geheimnis Gottes und im Geheimnis meiner Geschlechtlichkeit daheim zu sein, schließt sich das aus oder schließt sich das ein? Schlimm wäre es, dächte die Kirche so, dass sich das ausschließt. Der Dichter Rainer Maria Rilke hatte damals den fatalen Eindruck: Die Kirche denkt so, dass beide Geheimnisse nicht miteinander vereinbar sind.

*Punkt 5* ist der Punkt unter den Schwachpunkten, die Rainer Maria Rilke bei der Lehre der Katholischen Kirche zu Ehe und Sexualität sieht, ein gewiss berechtigter und bis heute nicht vollständig überwundener Kritikpunkt, und das ist der Punkt, ob zu Ehe und Sexualität wirklich das zu Sagen-ge sagt ist, wenn die Kirche sich damit begnügt, „*den Willen zur Fortpflanzung*“, wie der Dichter sagt, „*in den Gnadenstrahl zu rücken*“. Es reiche eben nicht aus, macht Rainer Maria Rilke seinerzeit geltend, einfach zu sagen, der rechtmäßige Ort der Sexualität sei die Ehe und in der Ehe eben nur unter der Bedingung, dass sie, die Sexualität, da der „*Fortpflanzung*“ diene.

Tatsächlich gibt Rainer Maria Rilke in seiner Schrift „Der Brief des jungen Arbeiters“ die seinerzeit gültige offizielle lehramtliche Position der Katholischen Kirche korrekt wieder, wenngleich er sie sich partout nicht zu eigen machen kann. Diese Position hatte Papst Leo XIII. einst in der Enzyklika „*Arcanum divinae sapientiae*“ [„Geheimnis der göttlichen Weisheit“] vom 10. Februar 1880 formuliert, und Papst Pius XI. bestätigte und bekräftigte sie ein halbes Jahrhundert später noch einmal in der Enzyklika „*Cas-ti connubii*“ vom 31. Dezember 1930 mit dem Untertitel „Über die christliche Ehe im Hinblick auf die gegenwärtigen Lebensbedingungen und Bedürfnisse von Familie und Gesellschaft und auf die diesbezüglich bestehenden Irrtümer und Mißbräuche“.

Die Position dieses päpstlichen Rundschreibens ist, auf den Punkt gebracht, diese:

Kirchliche Sexualmoral ist (gleich) kirchliche Ehemoral, denn außerhalb der Ehe kann der Mensch grundsätzlich keinen sittlich stimmigen Gebrauch von seiner Sexualität machen. Und innerhalb der Ehe macht der Mensch dann und nur dann einen sittlich stimmigen Gebrauch von seiner Sexualität, wenn er sich an die strenge Ordnung der sogenannten Ehezwecke hält, will sagen, den Hauptzweck der Ehe darin erkennt, Kindern das Leben zu schenken. Dieser Hauptzweck darf unter keinen Umständen angetastet werden, denn „*die Solches tun, beflecken ihr Gewissen mit schwerer Schuld*“, heißt es in dem Rundschreiben „*Casti connubii*“ aus dem Jahre 1930.

*Punkt 6* ist der Punkt, in dem der Dichter Rainer Maria Rilke seine bedenkenswerten Bedenken gipfeln lässt. Es geht um das Rätsel, wieso sich eine Lehre, die sich beständig nicht bewährt, gleichwohl beständig doch behauptet. Für Rainer Maria Rilke ist das rätselhaft genug: Da gibt es etwas, das bewährt sich nicht, doch behauptet es sich. Wie kann das sein?

### *Der Schriftsteller Heinrich Böll*

Szenenwechsel. Man schreibt jetzt das Jahr 1969, und wieder ist es so, dass sich jemand zur Sache der offiziellen Sexuallehre der Katholischen Kirche deutlich zu Wort meldet, den offensichtlich ganz ähnliche Dinge stören wie sie 1922 bereits den Dichter Rainer Maria Rilke störten. Es ist Heinrich Böll – er erhielt 1972 den Nobelpreis für Literatur –, der 1969 in einem Gespräch, das er damals mit der Internationalen Dialog Zeitschrift führte, einige Sätze sagte, die wahrlich nicht von Pappe waren. So etwa diesen Satz: „Den Christen ist zuviel vorenthalten worden, auch, was die ‚erlaubten‘ und ‚unerlaubten‘ sexuellen und erotischen Zärtlichkeiten angeht.“<sup>4</sup> Oder etwa diesen Satz: „Die Annahme, des Menschen Geschlecht diene lediglich der Fortpflanzung, ist einfach eine cölibatäre Frechheit. Auf ihrer verzweifelten Suche nach Kom-

munikation und Kommunizieren, auf der Suche nach Freude sind die Menschen immer zu trocken abgespeist worden.“<sup>5</sup>

Da bringt der Kölner Schriftsteller Worte in einen Zusammenhang mit Sexualität, die seiner An- und Einsicht nach tatsächlich in einen solchen Zusammenhang gehören, und dabei hat es ihn nicht gestört, dass es sich aus Sicht der Katholischen Kirche wahrlich nicht gehört, so zu sprechen. Welche Worte sind das? Es ist das Wort „Zärtlichkeit“, es ist das Wort „Kommunikation“, und es ist das Wort „Freude“. Wie Rainer Maria Rilke plädiert auch Heinrich Böll dafür, die Weitergabe des Lebens nicht als das einzige Ziel bzw. als das Primärziel [„*finis primarius*“] der Ehe zu sehen. Er, Heinrich Böll, hat sich immer wieder einmal gefragt: Was bringt die Katholische Kirche, die doch weiß – oder weiß sie das nicht? –: „*das Evangelium [ist] die Botschaft der Freude*“<sup>6</sup> –, eigentlich dazu, die Freude in ihrer Rede und Lehre in puncto puncti (sexti) – so hieß es früher, wenn es um die Dinge des sechsten Gebots des Dekalogs ging –, als da nicht zu- und hingehend zu betrachten?

Ist das in Ordnung – fragte sich der Kölner Schriftsteller seinerzeit –, dass die Menschen, die „*auf der Suche nach Freude*“ sind, von der Kirche stets „*zu trocken abgespeist*“ werden? Er fand das nicht in Ordnung und sah da eine Entsprechung zwischen der Eucharistie, welche die Menschen zu seiner Zeit eben nicht in der Gestalt des Brotes und des Weines gereicht bekamen – Wein als Zeichen der Freude dabei also unterschlagen! – und der ganz und gar trockenen Sexuallehre, welche die Menschen als Morallehre auch ohne den Geschmack der Freude gereicht bekamen.

Der Schriftsteller Heinrich Böll ist immer ein wenig zornig geworden, wenn er über diese Dinge sprach oder sie zu Papier brachte. Denn die Freude war ihm wichtig. Wer die Freude unterschlägt – da war er sich ganz sicher –, der untergräbt damit auch das, was den Menschen als froh machende



Botschaft des Evangeliums während seines Lebens erreichen soll.

Mit den berechtigten Anfragen und Anklagen eines Rainer Maria Rilke und eines Heinrich Böll ist dieses und jenes weitere Kriterium gewonnen, das zu erfüllen sich durchaus empfiehlt, wenn das, was die Katholische Kirche (sich) als ihre Lehre vorstellt, sich nicht damit begnügen soll, gültig zu sein, ohne zu gelten. Dass Gültigkeit und Geltung der offiziellen Sexuallehre der Katholischen Kirche doch ziemlich weit davon entfernt sind, deckungsgleiche Größen sind, muss zu denken geben.<sup>7</sup> Eine bewohnbare Kirche, die Menschen beheimaten kann, wird die Katholische Kirche künftig sein, wenn es ihr gelingt, in Rede und Lehre Mal um Mal besser einzuholen, was Rainer Maria Rilke und Heinrich Böll einklagen. Und das, was beide im Sinn haben, hat eminent damit zu tun, den Menschen das Fest zu gönnen, das ihnen die Freude der Liebe – die sexuelle darin eingeschlossen – gewährt. Papst Franziskus hat da mit seinem nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Amoris laetitia“ vom 19. März 2016 unüberseh- und übergebar endlich einen schon endlos erwarteten und erhofften wichtigen Akzent gesetzt.<sup>8</sup>

## **Vom Glück(en) der Kunst zu lieben – Moraltheologische Ambitionen heute**

Der kirchenkritische Publizist Eugen Drewermann hat einige Zeit vor seinem Austritt aus der Katholischen Kirche einen der entscheidenden Schwachpunkte der überkommenen lehramtlichen Sexuallehre der Katholischen Kirche darin gesehen, dass dort alles in das „schwere Blei der Gesetze“<sup>9</sup> gegossen sei. Ein Urteil, das bis heute mannigfach geteilt wird, denn die erkenntnisleitende Fragestellung einer solchen Moral der Gesetze ist ja stets die: „Was darf man wann und wo wie oft mit wem?“<sup>10</sup>. Bei allem Recht, dass Moral auch Grenz-moral zu sein hat, da sie unverrück-

bare Grenzen markiert, jenseits derer eine menschliche Moral unmöglich ist, genügt es jedoch wohl nicht, einzig entlang dieser gebots- und verbotsorientierten Sicht ein sexualethisches Lehrgebäude zu errichten.

Ethik hat nach einem Wort des einst in Rom an der Päpstlichen Universität Gregoriana Moraltheologie lehrenden Professors Klaus Demmer „das Gut umfassend gelungenen guten Lebens“<sup>11</sup> zu bedenken. Das Wissen der Ethik ist daher immer Lebenswissen – Lebenskunde, wie Leben geht, wie Leben gehen muss, wenn es gut gehen soll – alles in allem mithin Wissen, das eben wissen lässt, wie Leben gelingen kann. Sexualethik wäre mithin die Ethik des Lebensbereichs Sexualität und hätte Arbeit an dessen Gelingensbedingungen zu tun – eine Arbeit, für die es gewiss keinen Sabbat gibt. Dabei tut jede Ethik – die christliche zumal – gut daran, neben der Ebene des *Verhaltens* auch die Ebene der *Haltungen* (Tugenden) wie die der (wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen) *Verhältnisse* einzubeziehen, um zu guter Letzt dann auch die Ebene wahrlich nicht zu übersehen und zu übergehen, die den benennt, der dem Leben des Menschen verlässlichen *Halt* gibt: Gott.

Wer sich Veröffentlichungen deutschsprachiger Moraltheolog\*innen aus jüngerer und jüngster Zeit näherhin anschaut, kann mit einigem Recht diagnostizieren, dass es ihnen entschieden darum zu tun ist, sexualethisch so Position zu beziehen, dass dabei durchgängig die Option deutlich erkennbar wird, dem Menschen eine überzeugende Gestalt lebbarer Gelingens zu offerieren, was den Umgang mit seiner Sexualität betrifft.<sup>12</sup> Der dank seines 1971 im Patmos Verlag Düsseldorf erschienenen Buches „Autonome Moral und christlicher Glaube“ weithin geschätzte Tübinger Moraltheologe Alfons Auer brachte einst einmal diese persönliche Erinnerung zu Papier: „Es hat mich persönlich schon getroffen, als mir ein evangelischer Kollege schrieb: ‚Sie sitzen an Ihrem Schreibtisch

und suchen schweißbrieffend Probleme zu lösen, die es ohne Sie gar nicht gäbe."<sup>13</sup> Wenn sich aktuelle Bemühungen zeitgenössischer Moraltheolog\*innen etwas nicht nachsagen lassen müssen, dann ist es dies: nicht Teil der Lösung, vielmehr Teil des Problems zu sein, wenn es um die Belange und Bezüge des Lebensbereichs Sexualität geht. Gute zeitgenössische Moraltheologie weiß sich einem lösungsorientierten Ansatz verpflichtet, und der ist wahr, weil er sich nachweislich bewährt.

Gangbare Wege, sexualethisch zu belastbaren Ergebnissen zu kommen, werden statt of the art einzig die Wege sein, welche der Leitidee „Was alle angeht, können nur alle lösen.“<sup>14</sup> Recht geben. Zur Ehre hat es einer christlichen Sexualethik wahrlich nicht gereicht, was passiert ist bei der Erarbeitung des zweiten Bandes des Katholischen Erwachsenen-Katechismus, der den Titel „Leben aus dem Glauben“ trägt und den die Deutschen Bischöfe im Mai 1995 herausgegeben haben. Dessen Verfasser waren, wie damals der frühere Bochumer Moraltheologe Hans Kramer – davon unangenehm überrascht – kritisch anmerkte, „allesamt Männer, Kleriker, akademische Theologen und Bischöfe“<sup>15</sup>, was unweigerlich sowohl auf der Ebene der Kenntnissnahme als auch der der Stellungnahme zu einer nicht adäquaten, da verengten und verkürzten Beschreibung und Bewertung der Sach- und Sinnverhalte jenes Lebensbereichs führte, der durch die Stichworte Sexualität, Beziehung, Partnerschaft, Liebe, Ehe gekennzeichnet ist. Dass sich heute so etwas wiederholt, scheint undenkbar. Und es ist als ein unumkehr- und -kehrbarer „Einsichtsstand“ (Klaus Demmer) zu erachten, dass die Stimme(n) engagierter und couragierter Moraltheologinnen (!) die sexualethischen Diskurse und Debatten maßgeblich mitbestimmen.

Man kann es Bischöfen nicht verbieten, eine Vorstellung wie etwa die einer „rationalistischen deutschen Universitätstheologie“ (Bischof Rudolf Voderholzer) zu ha-

ben. Bekanntlich sind jedoch Vorstellungen in überwiegender Zahl Verstellungen der Wirklichkeit. Die Rationalität, die unter den Kolleg\*innen des Fachs Moraltheologie nicht erst heute gepflegt wird, ist eine ebenso kritik- wie korrekturoffene Rationalität. Kann es von solcher Rationalität genug geben? Wohl nicht, denn wer könnte wissenschaftlich forschen und lehren, ohne selbst nicht kontinuierlich eine Lerngeschichte zu durchlaufen und dessen gewahr zu sein, es vielleicht doch heute besser als gestern und morgen besser als heute zu wissen. Und es ist eine böse irrationale Unterstellung, das „sentire cum ecclesia“ lasse sich dabei nicht wahren und pflegen. Das ganze Gegenteil ist der Fall.

Weiterentwickeln lasse sich einzig das „ewig“ Wahre, mahnen ab und zu einzelne hochrangige Kirchenvertreter in großer Sorge um das Erbe kirchlicher Lehre. Es wäre wünschenswert, sie würden einmal ausdrücklich und ausführlich darlegen, wie sie diese These in Bezug auf die Themenfelder des Synodalforums 4 „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“ dezidiert erhärten möchten.

Es ist doch nicht mit guten Gründen zu widerlegen, dass da, wo lehramtliche Verlautbarungen zu Fragen von Sexualität, Liebe, Ehe und Familie naturrechtlich scheinbar gut begründete, dem Wandel von Zeit und Welt enthobene Aussagen zur „Metaphysik“ des Sexus dachten vorlegen zu können, sich nachträglich herausstellte, dass dies untrüglich doch zeitgeschichtlich gebundene Aussagen waren, deren „Ewigkeitswert“ sich doch in Grenzen hielt. Die Sexualanthropologie- und -ethik der Enzyklika „Casi connubii“ bietet da etwa einigen Anschauungsunterricht. Überdies ist es eine heikle Angelegenheit, vermeintlich „ewige“ Wahrheiten einer Metaphysik, welche die einzig stimmige und gültige Wesensart von Mann und Frau bestimmt nebst dem, was sich naturrecht- und -gesetzlich daraus ethisch ergibt, zu behaupten – im Rahmen einer evident aussichtslosen Stra-

tegie, sich so gegen konvergierende empirische Einsichten der Human- und Sozialwissenschaften zu immunisieren.<sup>16</sup>

## Face to face – Ethik: auch eine Angesichtsache

Der litauisch-französische Philosoph Emmanuel Lévinas hat der Welt die Einsicht geschenkt, dass Ethik keine Ansichtssache, vielmehr eine „Angesichtsache“ – eben eine Sache von Angesicht zu Angesicht – ist. Diese Ansicht hat auch in der zeitgenössischen deutschsprachigen Moraltheologie Anklang gefunden.<sup>17</sup> Da wundert es schon, erst kürzlich zu erfahren, dass der Paderborner Erzbischof Hans-Josef Becker circa 1.000 Priestern und Diakonen zu Weihnachten 2021 als Geschenk ein Buch schickte, dessen Verfasser der aus dem Erzbistum Paderborn stammende Paul Josef Kardinal Cordes ist, welches dieser aus Anlass der Feier seines diamantenen Priesterjubiläums schrieb und es unter dem Titel „Wer nicht Gott gibt, gibt zu wenig“ im Be+Be-Verlag Heiligenkreuz 2021 erscheinen ließ.<sup>18</sup> So weit, so gut, enthielte das Buch in dem Kapitel „Biblisches gegen die Homosexualität“<sup>19</sup> nicht die eine Zwischenüberschrift bildende Textzeile: „Homosexualität ist zutiefst gott-widrig“<sup>20</sup>, welche dann eben den Stein des Anstoßes bildete. Das schien diesen und jenen Priester und Diakon doch einigermaßen zu irritieren, zumal ein dem Buch beigefügtes erzbischöfliches Schreiben die Ankündigung der baldigen Einrichtung eines Arbeitskreises zu queersensibler Seelsorge enthielt.

Pfarrer Bernd Mönkebücher, Priester der Erzdiözese Paderborn, Pfarrer der Gemeinde St. Agnes in Hamm und einer der Initiatoren der Aktion „#OutInChurch“, ist Mitglied dieses Arbeitskreises und macht aus seiner Enttäuschung über das unglückliche Buchgeschenk keinen Hehl. Ganz bestimmt wird er sich als eine priesterliche Persönlichkeit, die zu sich und der eigenen Homosexualität wie der damit verbundenen „Annahme

seiner selbst“ (Romano Guardini) öffentlich steht, sich sicher auch ohnmächtig gefühlt haben, als er jenes Buchkapitel las, das nicht nur seinem Denken und Empfinden nach einen kapitalen „Kardinalfehler“ enthält. Sei es wie es sei. Vielleicht hat er sich auch gefragt, ob Paul Josef Kardinal Cordes, den Papa emeritus Benedikt XVI. in seinem Geleitwort zum Buch als „Mann der verschiedenen Entscheidung“<sup>21</sup> persönlich würdigt, ihm den Satz besagter Kapitelüberschrift seines Buches so auch ins Gesicht sagen würde. Bernhard Fraling gab in einem seiner Würzburger moraltheologischen Oberseminare seinen Doktorand\*innen und Habilitand\*innen einst einmal zu bedenken, ob das tatsächlich eine wahre Aussage sein könne, wenn man sie dem betroffenen Gegenüber nicht direkt ins Gesicht sagen könne.

Ein „Ceterum censeo“ noch zum – guten – Schluss. Sowenig es Wahrheit ohne Barmherzigkeit gibt, sowenig gibt es Barmherzigkeit ohne Wahrheit. Eugen Drewermann hat das wiederholt gesagt, und da ist etwas dran. In seinem Kommentar zur außerordentlichen Bischofssynode '85 „Zukunft aus der Kraft des Konzils“ schrieb Walter Kasper einst: „Launig wurde gelegentlich bemerkt: ›Pastoral ist alles, was man dogmatisch und kanonistisch nur mit schlechtem Gewissen tun kann.‹“<sup>22</sup> Eine Pastoral, die alle Fünfe gerade sein lässt, ist erwiesenermaßen eine schwache Pastoral. Sie hätte die Chance, eine starke Pastoral zu werden, würde sich mit guten Gründen sagen lassen: Und sie, die Katholische Kirche, bewegt sich doch: dogmatisch, kirchenrechtlich und moraltheologisch. Er wolle „die kirchliche Lehre weiterbringen“, sagte kürzlich der Münchner Erzbischof Reinhard Kardinal Marx.<sup>23</sup> Ein Vorhaben, dem viele „marxsche“ Anhänger\*innen zu wünschen sind.

### Anmerkungen:

- 1 Rahner, Karl: „Eine Theologie, mit der wir leben können“, in: Ders.: Schriften zur Theologie, Band XV: Wissenschaft und christlicher Glaube. Bearbeitet von Paul Imhof SJ. Zürich – Einsiedeln – Köln 1983, 104-116.

- 2 Siehe: Gründel, Johannes: Plädoyer für eine menschenfreundliche Sexualmoral, in: Seidel, Walter (Hrsg.): Befreiende Moral. Handeln aus christlicher Verantwortung. Würzburg 1991, 86–123.
- 3 Rilke, Rainer Maria: Der Brief des jungen Arbeiters [1922], in: Ders.: Der Brief des jungen Arbeiters. Aus den kleinen Schriften 1906–1926 (Bibliothek Suhrkamp; Band 372). Frankfurt am Main 1974, 67–83, 79–81 [Zitat!].
- 4 Heinrich Böll – Im Gespräch, in: Internationale Dialog Zeitschrift 2 (1969) 291–295, 291.
- 5 A. a. O. 293.
- 6 A. a. O. 292.
- 7 Völlig zu Recht kann der Religionssoziologe Michael N. Ebertz die ganz generelle Bewandnis differierender kirchlicher Gültigkeit und gesellschaftlicher Geltung konstatieren, die also wahrlich keine spezielle Angelegenheit des sexuellen Lebensbereichs darstellt. „Kirchliche Gültigkeit und gesellschaftliche Geltung klaffen immer weiter auseinander, auch und gerade in religiösen Angelegenheiten. Die Kirche hat zwar Regeln für alle Belange der Lebensgestaltung, aber dieses Regelungswerk greift immer mehr ins Leere des kollektiven und individuellen Lebens, und dieses folgt seinen eigenen – gesellschaftlichen und individuellen – Gesetzen.“ Ebertz, Michael N.: Was glauben die deutschen Katholiken? Eine Bestandsaufnahme, in: zur debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 35 (2003) Nr. 1, 6–8, 7.
- 8 Siehe: Goertz, Stephan – Witting, Caroline (Hrsg.): Amoris Laetitia – Wendepunkt für die Moraltheologie? (Katholizismus im Umbruch; Band 4). Freiburg im Breisgau 2016.
- 9 Drewermann, Eugen: Psychoanalyse und Moraltheologie, Band 2: Wege und Umwege der Liebe. Mainz 1983, Vorwort, 11–16, 12.
- 10 Mieth, Dietmar: „Als Mann und Frau schuf er sie“. Moraltheologische Überlegungen zur Predigt über eine menschenwürdige Sexualität, in: Schüpp, Guido (Hrsg.): Handbuch zur Predigt. Zürich – Einsiedeln – Köln 1982, 229–246, 246.
- 11 Demmer, Klaus: Deuten und handeln. Grundlagen und Grundfragen der Fundamental-moral (Studien zur Theologischen Ethik; Band 15). Freiburg/Schweiz und Freiburg i. Br. – Wien 1985, 43.
- 12 Siehe etwa: Lintner, Martin M.: Den Eros entgiften. Plädoyer für eine tragfähige Sexualmoral und Beziehungsethik. Brixen und Innsbruck – Wien 2011; Hilpert, Konrad (Hrsg.): Zukunftshorizonte katholischer Sexualethik (Quaestiones disputatae; Band 241). Freiburg im Breisgau 2011; Hilpert, Konrad: Ehe, Partnerschaft, Sexualität. Von der Sexualmoral zur Beziehungsethik. Darmstadt 2015; Breitsameter, Christof – Goertz, Stephan: Vom Vorrang der Liebe. Zeitenwende für die katholische Sexualmoral. Freiburg im Breisgau 2020; Schockenhoff, Eberhard: Die Kunst zu lieben. Unterwegs zu einer neuen Sexualethik. Freiburg im Breisgau 2021.
- 13 Auer, Alfons: Zeitlose Ordnung oder verantwortete Gestaltung. Zur ethischen Diskussion über Sexualität und Ehe, in: Struppe, Ursula – Weismayer, Josef (Hrsg.): Öffnung zum Heute. Die Kirche nach dem Konzil. Innsbruck – Wien 1991, 77–108, 102.
- 14 Dürrenmatt, Friedrich: 21 Punkte zu den Physikern. In: Ders.: Die Physi-ker. Eine Komödie in zwei Akten. Neufassung 1980. Zürich 1985, 91–93, 92.
- 15 Kramer, Hans: Der deutsche »Moral-katechismus«. Leben aus dem Glauben. Unter den obwaltenden Umständen fast gelungen, in: Katechetische Blätter 120 (1995) 710–714, 714.
- 16 In seinem programmatischen Vortrag auf dem „Die Frage nach der Zäsur“ betitelten Studientag „zu übergreifenden Fragen, die sich gegenwärtig stellen“ in Lingen am 13. März 2019 im Rahmen der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz betonte Eberhard Schockenhoff – er lehrte bis zu seinem plötzlichen Tod am 18. Juli 2020 das Fach Moraltheologie an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau –, es empfehle sich, „über die Gründe nachzudenken, die eine Revision zentraler Aussagen“ dieser Lehre [scil. der kirchlichen Sexuallehre] geboten erscheinen lassen«, und macht voll und ganz zu Recht als einen nicht unbedeutenden Grund den Schwachpunkt aus, dass dem kirchlichen Lehramt im Lebensbereich menschlicher Sexualität „eine konstruktive Aneignung humanwissenschaftlicher Einsichten noch nicht gelungen“ sei.
- 17 Siehe: Alkofer, Andreas-P.: Ethik als Optik und Angesichtssache. E. Levinas und Spuren einer theologischen Fundamentalkasuistik (Studien der Moraltheologie; Band 3). Münster 1997.
- 18 Cordes, Paul Josef Kardinal: „Wer nicht Gott gibt, gibt zu wenig“. Glaubensimpulse nach sechzig Priesterjahren. Mit einem Geleitwort von Papst em. Benedikt XVI. Heiligenkreuz 2021.
- 19 A. a. O. 288–293.
- 20 A. a. O. 293.
- 21 A. a. O. 11.
- 22 Zukunft aus der Kraft des Konzils. Die außerordentliche Bischofssynode '85. Die Dokumente mit einem Kommentar von Walter Kasper. Freiburg im Breisgau 1986, 47–112, 80 [Zitat!].
- 23 Baum, David – Ochmann, Frank: Der Münchner Kardinal Marx will die katholische Kirche für queere Menschen öffnen: „Homosexualität ist keine Sünde“. Er gilt als Vertrauter des Papstes und doch fordert er das Ende des Pflichtzölibats und der Ausgrenzung von Homosexuellen aus der Kirche. Ein Gespräch mit Kardinal Reinhard Marx. STERN PLUS – 30. März 2022.

## „... ohne Warum“

### Randnotizen zum Glauben

---

Auf unterschiedlichen Erfahrungsebenen kann man darauf stoßen, wie leicht man im Kleinen wie im Großen Gefahr läuft, so zu sehen und so zu denken, wie man allgemein eben sieht und denkt. Dies betrifft zunächst einen selbst als einzelnen. Dann gilt es ebenso für große Gefüge wie die Gesellschaft, die Kirche oder auch die Theologie, schließlich für das Bewusstsein einer ganzen Zeit:

Bestimmte Blickwinkel auf die Wirklichkeit, das Leben oder den Glauben kommen hier auf einmal fast nicht mehr vor. Und – man gewöhnt sich an solche Vereinseitigungen. Es ist wie eine oft unbemerkte, zufriedene Gefangenschaft.

Doch kann man sich wecken, beunruhigen und herausholen lassen, nicht zuletzt durch fremde oder entlegene Stimmen. Dann sieht man auf einmal neu, entdeckt ganz andere, tiefere, nicht für möglich gehaltene Schichten und Zusammenhänge. „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens ...“ (Röm 12,2). Diese biblische Aufforderung gilt in besondere Weise, wenn es für den Glauben und für die Kirche um elementare Zukunftsfragen geht.

### Zu Beginn: „Die Ros' ist ohn' Warum“

Dies ist ein alter, zeitlich ferner Vers, beinahe dreihundertfünfzig Jahre alt.

„Hier und da ist er bekannt,  
Aber er ist auch fremd“,  
so spricht und dichtet heute niemand mehr.  
Und doch:

Er ist wie ein poetischer Fingerzeig.

Oder wie eine Hand, sanft auf der Schulter, als wolle diese Hand einen beruhigen. Der Vers stammt aus einem der „Sinn- und Schlussreime“ von Angelus Silesius (1624-1677), welche dieser 1675 unter dem Titel „Cherubinischer Wandersmann“ veröffentlichte.<sup>1</sup>

Und im Anschluss an diese Eingangszeile heißt es dann weiter und vollständig:

„sie blühet, weil sie blühet. /  
Sie acht' nicht ihrer selbst, /  
fragt nicht, ob man sie siehet.“  
Nein, so spricht man heute nicht mehr.  
Aber sieht, denkt oder empfindet vielleicht noch jemand so?  
So selbstvergessen?  
So in sich ruhend?  
Und wenn sich niemand finden liebe, würde das als Verlust empfunden?  
Oder wäre es gleichgültig, bedeutungslos?

### Verworrene Lage

In der Vorrede dieser umfangreichen Spruchsammlung spricht Angelus Silesius den Leser direkt an – auf eine bemerkenswerte Weise:

„Gottsbegehriger Leser ...“<sup>2</sup>

Ohne längere Hinführung, ganz ohne Umschweife wird der Zusammenhang hergestellt, in den die Verse gehören wollen: in den unmittelbaren Kontext des Glaubens, genauer: in die alles tragende Tiefe dieses Glaubens – hin zu Gott. Er hat Menschen vor Augen, die mit einer ungestillten Sehnsucht, mit einer glühenden Hoffnung unterwegs sind, „gottesbegierig“, elementar interessiert an Gott:

„Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele nach dir, Gott.“ (Ps 42,2)

Ob wir uns auf dieser Elementarschicht bewegen, wenn es um Überlegungen zur Zukunft des Glaubens und der Kirche geht?

Der erste Eindruck ist oft ein anderer. Offensichtlich kehrt allseits Erleichterung ein, wenn eine Leere oder Ratlosigkeit überwunden scheint und man bald wieder in Aktion treten kann. Doch:

„Halt an, wo laufst du hin?“ fragt ein Vers von Angelus Silesius an anderer Stelle.<sup>3</sup> Die gegenwärtige Lage ist vielfach verworren.

Und das ausgezehnte Gesicht der Kirche lässt sich nur um den Preis des Selbstbetrugs schönschminken. Denn diese Auszehrung hat nicht allein strukturelle oder andere institutionelle Gründe, sie ist vielmehr von existentieller und tief innerer Art. Etwas ist im Verschwinden begriffen, nicht nur das „Ansehen“ oder die „Rolle“ der Kirche in der Gesellschaft. Dies auch. Vielmehr hat die Kirche mindestens teilweise kein verlässliches Sensorium mehr für ihre eigenen Quellgründe, für ihr ursprüngliches Kräfte-reservoir, das nicht aus ihr selbst herzuleiten ist. Diese Quellen aber liegen *innen*. Sie liegen so sehr „innen“, dass man ihrer allein von „außen“ nicht gewahr wird, auch nicht durch die oft als Hilfe herbeigeholten Beratungsagenturen unterschiedlicher Couleur.

Denn der hier berührte Lebensnerv führt in das Geheimnis der Kirche *und* des Glaubens selbst.

Dieses Geheimnis ist freie, absolut freie Gabe des Heiligen Geistes, geschenkte Vitalität, eingehauchte Ursprungskraft,

Geschenk im genauesten Sinn des Wortes: „[Der Vater] wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr aber kennt ihn, weil er bei euch bleibt und in euch sein wird.“ (Joh 14,16f.)

Ein durch nichts zu nivellierender Unterschied zu anderen Organisationen und Vereinigungen ist damit bezeichnet. Verliert man den Geist, geht einem die Luft aus. Verliert man den Kontakt zu seiner wirkenden Kraft, findet man sich wieder in leerem Getriebe.

Hier erhält auch der eingangs genannte Vers „Gleicht euch nicht dieser Welt an“ seine ebenso orientierende wie widerborstige Bedeutung. Freundliche Anpassung ist an dieser empfindlichen Stelle kein Aus-

druck von gleicher Augenhöhe. Es geht um einen innersten Dreh- und Angelpunkt: Haben die Kirche und die, die sich ihr zugehörig fühlen, das vitale Zutrauen, dass der Geist, der Heilige Geist, tief innen wirklich „da“ ist; dass er gleichermaßen Raum zum Atmen, zugängliche Quelle und verheißener Beistand ist und so auch zur Geltung kommen will – „in“ der Kirche *und* „in“ jedem einzelnen?

Dies aber womöglich ganz anders, als wir uns das in festen Vorausüberlegungen schon abschließend meinen vorstellen zu müssen.

In dem vorhin angeführten Vers von Angelus Silesius heißt es weiter:

„Der Himmel ist in dir!  
Suchst du Gott anderswo, /  
du fehlst ihn für und für.“

Über dieses „in“ gibt es keine Verfügungsgewalt; keine amtlich-kirchliche, keine professionell-supervisorische und auch keine persönlich-spirituelle. Der eigene Lebensnerv ist der Kirche nur in paradoxer Weise gegeben: zum einen tief innen „da“, zum anderen bleibend im Geheimnis verborgen. Ob wir darum noch wissen?

## „Wie wenig nütze ich bin“

So lautet der Titel eines Gedichts von Hilde Domin (1909-2006), an dessen Schluss es heißt:

„Ich gehe vorüber –  
aber ich lasse vielleicht  
den kleinen Ton meiner Stimme,  
mein Lachen und meine Tränen

...

Und im Vorübergehn,  
ganz absichtslos,  
zünde ich die ein oder andere  
Laterne an  
in den Herzen am Wegrand.“<sup>4</sup>

Das Gedicht begehrt schon im Titel gegen die unheimliche Macht auf, alles in Nutzen, Zwecke, Qualitätskennzeichen und Plausibilitäten zu verwandeln.

Wie selbstverständlich hat sich ein solches Denken in den Kategorien der Verwertung

in beinahe allen Lebensbereichen und Sektoren der Gesellschaft durchgesetzt.

Gegen diese übergriffige Mono-Sicht auf die Wirklichkeit und auf das Leben stellt sich das Gedicht quer – in poetischer Ohnmacht.

Es wehrt sich gegen eine fast widerspruchlos hingegenommene Totalität, die einem die Kehle zuschnürt.

Das Gedicht rettet so ein Daseinsverständnis und eine Weltansicht, die in eine andere Grundatmosphäre führen. Folgt man dieser leisen Spur, so gelangt man in einen Raum, wo man aufatmen kann; wo man erinnert wird an eine bis dahin unbekannte oder vergessene Weite:

„ganz absichtslos“.

Denn hier darf man sein, einfach „da“ sein – dies zuerst.

Wenn in der Kirche allein danach gefragt wird, was auf Zukunft hin „zu tun“ ist, dann gilt es sehr aufzupassen, dass man nicht genau dorthin gelangt, wo einem jedwede Luft und jeglicher Blick für das absichtslos Vorübergehende – doch gerade *hier* Geschenke – genommen wird:

„aber ich lasse vielleicht den kleinen Ton meiner Stimme“.

## **Innere Freiheit I: Absichtslosigkeit**

Romano Guardini (1885-1968) hat einmal darauf hingewiesen, dass der jesuanische Ruf „Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.“ sich nicht allein auf das Wollen und Tun bezieht: „Jesu Forderung, sich zu bekehren (Mt 4,17), verpflichtet nicht nur das Wollen, sondern auch das Denken.“<sup>5</sup>

Es gehe deshalb ebenso um einen geistigen „Umbau“, soll das Wort Jesu seine vitale Brisanz behalten. Eine solche Umkehr („Metanoia“) würde bedeuten, den inneren Richtungssinn zu ändern: weg von der suggestiven Macht eines Kosten-Nutzen-Denkens und hin in ein neues, grundlegend anderes Denken.

In der jetzigen Situation ist mithin zu fragen, ob man, statt in großer Getriebenheit

die Zukunft des Glaubens und der Kirche „sichern“ zu wollen, sich nicht zuerst des geistig-spirituellen Grundes zu vergewissern hätte, der alle Überlegungen trägt; eines Grundes, der freigibt *und* zugleich hält; wo man loslassen *und* ebenso sich öffnen könnte; wo man Ausschau hielte *und* manches auf eine neue, bis dahin unbekannte Weise sehen würde.

Auf solchem Grund könnte eine Bekehrung des Denkens geschehen:

„Was ich von Anfang an, erst instinktiv, dann immer bewußter gewollt habe, war, die Wahrheit zum Leuchten zu bringen. Die Wahrheit ist eine Macht; aber nur dann, wenn man von ihr keine unmittelbare Wirkung verlangt, sondern Geduld hat und auf lange Zeit rechnet – noch besser, wenn man überhaupt nicht an Wirkungen denkt, ... man muß Geduld haben ... Und man darf keine Absichten haben. Wenn irgendwo, dann ist hier [beim Predigen] die Absichtslosigkeit die größte Kraft.“<sup>6</sup> So eröffnet sich ein anderer Blickwinkel.

Es geht um die Gewinnung einer Freiheit, die sich nicht durch mancherlei Vorfestlegungen, äußerer wie innerer Art, in Fesseln legen lässt; auch nicht durch die jeweils eigenen Präferenzen.

## **Innere Freiheit II: „sunder warumbe“**

Wo aber einen solchen freigebenden Ort finden, die Stelle, von woher der Umbau, die langwierige Metamorphose geschehen kann?

Meister Eckhart (ca. 1260-1328) ist der festen Überzeugung, dass es in der „inneren Welt“, in der allergrößten, im Geheimnis entzogenen Tiefe ein „Innigstes“ gibt, einen unverfügbaren, aber gewissen „Grund“. Hier wird der Mensch, hinhörend und durch alle angehäuften Überformungen und Entfremdungen hindurch, etwas gewahr, dessen er sonst nicht gewahr würde.

In einer Predigt merkt er dazu an: „Hier ist Gottes Grund mein Grund und mein Grund Gottes Grund. ... Aus diesem innersten

Grunde sollst du alle deine Werke wirken ohne Warum / 'sunder warumbe'. ... So lange du deine Werke wirkst um des Himmelreiches oder um Gottes oder um deiner ewigen Seligkeit willen, also von außen her, so ist es wahrlich nicht recht um dich bestellt."<sup>7</sup>

Die Wendung „sunder warumbe“ verbreitet sich im Mittelalter und wurde zu einem bedeutsamen Begriff in der Mystik. „Wenn Eckhart diese Formel verwendet, übernimmt er also bereits volkssprachliches Erbe. Das 'ohne Warum' meint darin die Hingabe in vollkommener Freiheit, in der der Mensch nicht gebunden ist an ein Ziel des Handelns, sondern unmittelbar – grundlos – zu lieben, zu sein, zu handeln vermag und in dieser freien Spontaneität unmittelbar aus dem Grunde Gottes heraus wirkt.“<sup>8</sup>

Solche provozierende Absichtslosigkeit ist ein frontaler Angriff auf ein Denken, das sich über einen langen Prozess inzwischen als tonangebend etabliert hat: ein Denken vor allem in Ressourcen und Funktionen; in Zwecken und Strategien; in Kategorien der Machbarkeit und im Bannkreis der Zahlen. Und in der Kirche?

Wenn der Eindruck nicht täuscht, setzt die Kirche diesem dominanten Denken nicht nur keinen nennenswerten Widerstand entgegen, sondern hat sich ihm längst geöffnet. Daher sind Einsichten wie „man darf keine Absichten haben“ (Guardini) oder man solle „wirken sunder warumbe“ (Eckhart) keine introvertiert-frommen Harmlosigkeiten, sondern Mahnungen, sich das Gespür für den eigenen Urgrund nicht rauben zu lassen.

## **Am Schluss: „... und weiß nicht, wie.“**

In den Kapiteln 13–19 des Lukasevangeliums geht es um die neue Ordnung im Reich Gottes, welche eine andere ist als die Ordnung der „Welt“. Auf dem Weg nach Jerusalem (vgl. Lk 13,22) veranschaulicht Jesus sie in Form von Gleich-

nissen. Doch sieht er auch Ärgernisse und Krisen kommen.

Daraufhin bitten ihn die Apostel: „Stärke unseren Glauben!“ (Lk 17,5).

Jesus ermutigt sie mit dem Bildwort vom „Senfkorn“ (Lk 17,6). Der Glaube darf ruhig ganz klein sein, so klein wie ein „Fast-Nichts“<sup>9</sup> – aber er muss *Glaube* sein: elementarer, zu eigen gewordener, existentiell durchlebter, in Fleisch und Blut übergegangener Glaube. Ein solcher Glaube ist keine persönliche Errungenschaft, vielmehr die lebenslange Sorge um ein anvertrautes Gut,

um die Quelle.

Nicht Akteure sind hier zuerst gefragt, sondern Hüterinnen und Hüter, im Urgrund Ergriffene, still Verankerte.

Dann könnte größere Gelassenheit einkehren,

innere Zentrierung, wache Präsenz.

Denn an anderer Stelle – auch dort geht es um den Glauben an das Kommen des Reiches Gottes – hören wir die erstaunliche Verheißung:

„... der Samen keimt und wächst, und der [Sämann] weiß nicht, wie.

Die Erde bringt von selbst ihre Frucht ...“ (Mk 4,27f.).

Glaube ohne „um ... zu“.

Gleichwohl geschieht etwas – Wachstum, überraschend, „von selbst“.

Leise Ahnung vom Mysterium ...

Es ginge um Selbstrücknahme, verbunden mit einem neuen Zutrauen:

„Vielleicht sind wir nichts als Schalen

womit der Augenblick geschöpft wird.“<sup>10</sup>

## **Anmerkungen:**

- 1 Angelus Silesius: Cherubinischer Wandersmann. Kritische Ausgabe. Herausgegeben von Louise Gnädiger. Stuttgart 1995. Hier: I, 289; die folgenden Verszeilen ebd. – Zitate nach dieser Edition, jedoch in modernisierter Orthographie und Inter-



punktion. Die Schrägstriche (Virgeln) sind von dort übernommen. Die römische Ziffer bezeichnet das jeweilige Buch der Sammlung; es folgt die Nummer des betreffenden Spruches.

- 2 A.a.O., S. 13; Schreibweise entsprechend dem Original.
- 3 A.a.O., I, 82. Ebd. die weiter unten zitierten Zeilen dieses Spruches.
- 4 Aus dem Gedicht „Wie wenig nütze ich bin“. Zitiert nach: Hilde Domin. Gesammelte Gedichte. Frankfurt am Main 1987, S. 30f.
- 5 Romano Guardini: Die letzten Dinge. Die christliche Lehre vom Tode, der Läuterung nach dem Tode, Auferstehung, Gericht und Ewigkeit (1. Auflage 1940). Kevelaer 2019, S. 63. Das folgende Begriffs-Zitat ebd. Vgl. hierzu nun auch Röm 12,2.
- 6 Romano Guardini: Stationen und Rückblicke/ Berichte über mein Leben (Frühere Teilausgaben). Hier: Gesamtausgabe. Mainz – Paderborn 1995, S. 106; Guardini schreibt dies im Hinblick auf das Predigen, es ist jedoch darüber hinaus von grundsätzlicher Bedeutung.
- 7 In einer Predigt zu 1 Joh 4,9. Zitiert nach: Meister Eckhart: Deutsche Werke I/Predigten. Übersetzt von Josef Quint. Herausgegeben und kommentiert von Niklaus Largier. Frankfurt am Main 2008, S. 71; hier auch die vorangehenden Kurzzitate.
- 8 Niklaus Largier (s.o.); Stellenkommentar zu „sunder warumbe“. A.a.O., S. 747.
- 9 Das Wort stammt, in anderem Zusammenhang gebraucht, von Reiner Kunze. In: Ders.: Bleibt nur die eigene Stirn. Ausgewählte Reden. Stuttgart 2005, S. 51.
- 10 Hilde Domin, a.a.O., S. 176; erste Strophe des Gedichts „Indischer Falter“. Die Bibelzitate folgen der neuen Einheitsübersetzung (2016).

Arianita Mölder

## Engagiert für eine „grüne“ Kirche

Der Klimawandel und seine bereits jetzt spürbaren Auswirkungen, der Verlust der biologischen Vielfalt, die Knappheit der natürlichen Ressourcen wie Wasser und die daraus resultierenden Folgen für uns Menschen – es gibt viele Gründe, uns Gedanken über unsere Welt, unsere Mitmenschen, die Armen und Leidenden dieser Erde zu machen. Unser Planet ruft uns zum Handeln auf – sofort. „Diese Situationen rufen das Stöhnen der Schwester Erde hervor, die sich dem Stöhnen der Verlassenen der Welt anschließt, mit einer Klage, die von uns einen Kurswechsel verlangt (Papst Franziskus, „Laudato si“ 53).“

Die Enzyklika „Laudato si“ von Papst Franziskus beschreibt eindrücklich „die Größe, die Dringlichkeit und die Schönheit der Herausforderung“ (Papst Franziskus, „Laudato si“ 15), vor der wir in unserem Engagement für eine bessere Welt stehen. Alle sind aufgerufen, „als Werkzeuge Gottes an der Bewahrung der Schöpfung mitzuarbeiten, ein jeder von seiner Kultur, seiner Erfahrung, seinen Initiativen und seinen Fähigkeiten aus (Papst Franziskus, „Laudato si“ 14).“ Es gibt aber bereits seit mehr als 2000 Jahren für uns Christen und alle Menschen „guten Willens“ den klaren Auftrag, uns für Gottes Schöpfung, das Klima und die Umwelt zu engagieren: „Und Gott sprach: Es wimmle das Wasser von lebendigem Getier, und Vögel sollen fliegen auf Erden unter der Feste des Himmels. Und Gott schuf große Seeungeheuer und alles Getier, das da lebt und webt, davon das Wasser wimmelt, ein jedes nach seiner Art, und alle gefiederten Vögel, einen jeden nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war. (...) Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische

im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht" (Gen 1,20-21.26 [Luther 2017]). Das „herrschen über“ bedeutet allerdings nicht „be-herrschen“ oder gar ausbeuten, sondern vielmehr, dass wir Verantwortung für alles Leben, alle Pflanzen, die ganze Schöpfung Gottes übernehmen sollen, ja müssen. Das ist der Auftrag, den wir Menschen damals von Gott bekommen haben, um weiterhin dafür zu sorgen, dass „alles gut“ bleibt. Aber machen wir das? Unser „gemeinsames Haus“ leidet wie nie zuvor.

## **Ein kleiner Beitrag im Engagement zur Bewahrung der Schöpfung**

Als ich zum ersten Mal vor der Kirche St. Servatius in Bornheim stand, wo ich als Engagementförderin nun seit einigen Jahren tätig bin, war ich neugierig zu wissen, was hinter der Kirche zu finden ist. Und das nicht nur, weil ich ein Hinweisschild dort, auf den „Frère Roger Platz“ sah (Ich war sehr oft in Taizé und bin diesem besonderen Ort sehr verbunden). Es war Sonntag, und die Tore des Gartens bzw. des Platzes waren geschlossen. Ich erkundigte mich später bei den Gemeindemitgliedern, ob und wofür dieser Platz genutzt wird. Einige der Gemeindemitglieder waren noch nie auf dem Platz gewesen, manche kannten ihn nur von Ostern von der Segnung der Palmzweige, andere erinnerten sich, dass früher Messdienerinnen und Messdiener sich dort getroffen hatten. Nach einer Sozialraumerkundung erfuhr ich, dass es direkt vor Ort kaum Plätze im Grünen zum Verweilen gibt. Die Idee eines Kräutergartens hinter der Kirche war geboren. Es ist ja unter anderem auch Aufgabe der Engagementförderer und -förderinnen, Anregungen, Ideen und Projekte zu entwickeln. Das Schreiben des Papst Franziskus „Laudato si“ war eine große Motivation, mit diesem kleinen Schritt durch die Gestaltung einer „grünen“ Kirche, einer Kirche, die sich vor Ort für die Bewahrung der Schöpfung

einsetzt und Raum für Gemeinschaft und Begegnungen für alle (nicht nur Kirchgänger) schafft, zu starten.

## **Viel Engagement, viele Ideen**

In unseren Gemeinden gibt es viele Ehrenamtliche, die sich für die Umwelt und den Klimaschutz, für die Schöpfung einsetzen – zum Teil mit sehr viel Kreativität, mit vielen Ideen und Fachwissen. Sehr schnell fanden sich Ehrenamtliche, mit denen wir ein Konzept für den Kräutergarten erarbeiteten. Bei der Suche nach den Ehrenamtlichen für das Projekt war mir wichtig, dass ihr Engagement nicht irgendwelche Lücken füllt. Sie sollten mit Ihren Talenten und Charismen die Idee des Kräutergartens mit Inhalt füllen, das Engagement sollte ihnen vor allem eins: Freude machen. Und: Es sollte den Ehrenamtlichen Raum geben für ihre Entscheidungen, ihre Gestaltung und Ideen, sie sollten sich entfalten können und wohl fühlen in „ihrem“ neuen Kräutergarten. Seit mittlerweile 2019 ist dieser Platz hinter der Kirche durch das ehrenamtliche Engagement von mehr als 20 Begeisterten ein Ort der Begegnung geworden, öffentlich zugänglich für jede und jeden – sieben Tage die Woche. Mit dem monatlichen Treff um 5 haben wir eine Möglichkeit der Begegnung in Gemeinschaft geschaffen, wo Ehrenamtliche unabhängig von Religion, Milieu, Nationalität willkommen und tätig sind. Sie kommen aus verschiedenen Ortsteilen und Gemeinden, um gemeinsam die Kräuterbeete zu pflegen und sich anschließend im gemütlichen Teil über Kräuterkunde auszutauschen oder in Workshops ihr Wissen zu erweitern, ganz nach dem Motto „gemeinschaftlich arbeiten, miteinander Freude haben und voneinander lernen“.

## **Hildegard, Upcycling und viele Gäste**

Die Kräuterbeete sind in unterschiedliche Wirkungsgebiete aufgeteilt, ganz im

Geiste der heiligen Hildegard von Bingen. Sie zeigen einen Teil der vielfältigen Welt der Kräuter und bieten Insekten ein Zuhause. Durch die Upcycling-Elemente wie beispielsweise leere Flaschen als Beet-Trenner soll darüber hinaus ein Zeichen gegen eine Wegwerfkultur und für Nachhaltigkeit gesetzt werden. Als „Kirche in der Welt“ ist uns in diesem Projekt auch die Vernetzung mit anderen Akteuren im Sozialraum wichtig. So haben die Gäste der Tageseinrichtung für Menschen mit psychischen Erkrankungen der Johanniter im Kräutergarten auch „ihren Ort“ gefunden. Die von den Tagesgästen selbst gebauten Insektenhäuser, das Hochbeet, die Kräuterschilder und ein Igelhaus bereichern den Kräutergarten und schaffen noch mehr Raum für Insekten und Tiere. Auch all das geschieht ehrenamtlich. Somit kann Engagement gefördert werden auch da, wo die Grenzen für die eine oder den anderen zu hoch sind. Den Gästen der Johanniter hilft die Arbeit im Kräutergarten, sie fühlen, dass Ihre Arbeit einen Sinn hat und wichtig ist. Regelmäßig kommt der eine oder andere Gast der Tageseinrichtung und gießt im Sommer die Kräuter.

Neugier wecken die Kräuter auch bei den Frauen mit Fluchthintergrund. In Kooperation mit der „Aktion Neue Nachbarn“ des Erzbistums Köln und Caritasverband Rhein-Sieg haben wir mit den Frauen von Integrationskursen dort schon Feste feiern und Begegnungen ermöglichen können. „Den Frauen aus so vielen verschiedenen Ländern ist der Kräutergarten richtig ans Herz gewachsen. Sie sind sehr gerne hier“, sagt Leyla Velarde de Schüring, Integrationsbeauftragte im Kreisdekanat Rhein-Sieg.

Es ist ein kleiner Ort, der Kräutergarten St. Servatius in Bornheim, aber einer, der Natur, Gemeinschaft, Vielfalt und das Miteinander aller Geschöpfe Gottes miteinander vereint. Ganz im Sinne der heiligen Hildegard von Bingen, die mal gesagt hat: „Die ganze Natur steht dem Menschen zu Diensten, zum Heil seines Leibes und seiner Seele ist sie bestimmt.“

---

Werner Kleine

## Mehr Theologie wagen

Wie die Hebräerepistel motiviert, den Weg des Glaubens zu gehen

---

Zur göttlichen Offenbarung erhoben, wird die urtümlich lebendig machende Kraft des Wortes Gottes nur allzu oft zu gezähmt. Das Leben schaffende Wort wird zu Buchstaben zerlegt, die als schwarze Striche auf weißem Grund zwar ehrfürchtig betrachtet werden, die man aber aus eben jener behaupteten Ehrfurcht selten so nah an sich heranlässt, dass es tatsächlich Gestalt annehmen kann. Das ist freilich kein Vorgang, der einem überbordenden Lehramt geschuldet ist, das für sich in Anspruch nimmt, die ultimative Interpretation des Wortes Gottes vorlegen zu können. Das Drama der Entleiblichung des göttlichen Wortes findet in jeder Sakristei statt, in der Lektorinnen und Lektoren eingebläut wird, sie seien nur Sprachrohr Gottes und müssten sich deshalb jeder persönlichen Interpretation und Betonung beim Vortrag enthalten. Das Ergebnis sind monoton und amplitudenarm vorgetragene Lesungen, denen man nicht nur kaum folgen kann; ein solches Lektorat macht das Wort Gottes, das mit seiner Macht imstande ist, aus dem Nichts Sein werden zu lassen, zu einem langweiligen Gemurmel.<sup>1</sup> Es scheint längst vergessen, dass Paulus den Korinther schrieb:

*„Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern - wie auf Tafeln - in Herzen von Fleisch“ (2 Kor 3,3).*

Tatsächlich aber war die Gefahr jener Glaubensmüdigkeit, die durch träge Rezep-

tion dessen, was wir Offenbarung nennen, verursacht ist, wohl schon in der frühen Christenheit gegeben. Der Autor des Hebräerbriefes jedenfalls weiß festzustellen:

*„Darüber hätten wir viel zu sagen; es ist aber schwer verständlich zu machen, da ihr träge geworden seid im Hören. Denn obwohl ihr der Zeit nach schon Lehrer sein müsstet, braucht ihr von Neuem einen, der euch in den Anfangsgründen der Worte Gottes unterweist; und ihr seid solche geworden, die Milch nötig haben, nicht feste Speise. Denn jeder, der noch mit Milch genährt wird, ist unerfahren im richtigen Reden; er ist ja ein unmündiges Kind; feste Speise aber ist für Erwachsene, deren Sinne durch Gebrauch geübt sind, Gut und Böse zu unterscheiden“* (Hebr 5,11-14).

## Nichts für Milchtrinker

In der Tat: Das Hebräerepistel ist theologisches Schwarzbrot. Er ist kein Text, der sich unmittelbar erschließt. Sein kultischer Charakter wirkt fremd<sup>2</sup>, seine Theologie archaisch und anstößig<sup>3</sup>. Manches an ihm ist verstörend, scheint die Theologie doch anderen Ansätzen im Neuen Testament unmittelbar zu widersprechen. Martin Luther konstatiert in seiner Vorrede auf die Epistel an die Hebräer<sup>4</sup>, dass der Text zwar eine meisterliche und gründliche Rede über das Priestertum Christi entfalte, eine Buße von den Sünden nach der Taufe jedoch ablehne und damit doch wohl offenkundig gegen die Auffassung des Paulus stehe, dass der, der sich im Glauben auf Christus einlässt, doch an sich der Sünde gestorben ist (vgl. Römer 6,1-4). Demgegenüber stellt der Autor des Schreibens an die Hebräer die Einmaligkeit des Opfers Jesu Christi fest, durch das die Sünden vieler eben ein einziges Mal getilgt wurden. Teilhaftig wird man dieser Erlösung durch die einmalige Taufe. Für die aber, die nach der Taufe sündigen, gibt es eine unmissverständliche Warnung:

*„Denn wenn wir vorsätzlich sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahr-*

*heit empfangen haben, gibt es für diese Sünden kein Opfer mehr, sondern nur die schreckliche Erwartung des Gerichts und ein wütendes Feuer, das die Gegner verzehren wird“* (Hebr 10,26f).

Auf jeden Fall urteilt Georg Hollmann schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts, dass das Schreiben an die Hebräer für den theologischen Laien zunächst so unverständlich sei, dass ohne theologische Bildung ganze Abschnitte wohl kaum verstanden werden können.<sup>5</sup> Erich Gräber kommt in seinem großen Kommentar zum Hebräerbrief letztlich zu dem Schluss: „Der Hebr hat sich mit seiner Außenseitertheologie nicht überall Freunde gemacht.“<sup>6</sup>

## Schwarzbrottheologie

Trotz alledem ist die Hebräerepistel Teil des neutestamentlichen Kanon – und das sicher nicht grundlos! In der Tat formuliert das oben angeführte Zitat aus Hebr 5,11-14 den Auftrag, den sich der Autor des Schreibens an die Hebräer gestellt hat: Er will die adressierte Gemeinde zur theologischen Reife führen. Aus theologischen Laien sollen erwachsene und mündige Lehrer werden. Er fordert seine Leserinnen und Hörer geradezu heraus, mitzudenken, mitzuarbeiten und vom Baum der Erkenntnis zu essen, damit sie endlich die Fähigkeit erlangen, Gut und Böse zu unterscheiden – eine Fähigkeit, die eben nicht schuldig macht, sondern Ausweis mündigen Erwachsenseins ist. So richtet sich das Schreiben an die Hebräer tatsächlich weniger an fromme Milchtrinker, sondern eher an theologische Schwarzbrotesser! Genau deshalb ist dieser Text, der schon dem Verfasser des um 95 n. Chr. entstandenen 1. Clemensbriefes bekannt gewesen zu sein scheint<sup>7</sup>, auch für die Gegenwart aktuell – und das nicht nur, weil manche Kritik des Autors an der Gemeinde für zeitgenössische Ohren merkwürdig bekannt klingt, etwa wenn er mahnt:

„Lasst uns an dem unwandelbaren Bekenntnis der Hoffnung festhalten, denn er, der die Verheißung gegeben hat, ist treu! Lasst uns aufeinander achten und uns zur Liebe und zu guten Taten anspornen! Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist, sondern ermuntert einander, und das umso mehr, als ihr seht, dass der Tag naht!“ (Hebr 10,23-25).

Einer offenkundig in jeder Hinsicht glaubensmüde gewordenen Gemeinde begegnet er nicht mit besserem Marketing; er wagt mehr Theologie! Nur auf dem Boden theologischer Erkenntnis kann der Glaube Wurzeln schlagen und reifen. Das könnte auch angesichts der vielfältigen Herausforderungen, der sich die Kirche in der Gesellschaft der Gegenwart ausgesetzt sieht, ein Weg sein, den zu beschreiten sich lohnt. Statt theologischer Simplifizierung, die die Menschen letzten Endes unterfordert, für unmündig erklärt und schlussendlich mit mehr Fragen als Antworten zurücklässt, fordert der Hebräerbrief nicht nur heraus; er nimmt die Hörerinnen und Leser vor allem als mündiges Gegenüber ernst, mutet er ihnen doch eine echte theologische Erkenntnis zu, die zu einem gelebten Glauben aus theologischer Erkenntnis zu motiviert. Das nämlich ist die rhetorische Valenz, die immer wieder im Schreiben an die Hebräer zu finden ist: Es ist ein Motivationsschreiben, das weniger einer betulichen Auf-erbauung als einer Kabinenpredigt eines Fußballtrainers gleicht, der in der Halbzeitpause einer Mannschaft, die zurückliegt, noch einmal richtig Beine macht.

## **Gesprochen und verkündet, nicht bloß gelesen**

Das wird man bei der Interpretation berücksichtigen müssen: Zwar ist auch in der Antike sowohl das laute wie das stille Rezipieren von Texten üblich gewesen<sup>8</sup>. Für die Rezeption neutestamentlicher Texte, insbesondere der Briefe, ist aber ein lau-

tes Vortragen während der gemeindlichen Versammlungen anzunehmen. Das bedeutet aber eben auch, dass – auch in Abwesenheit des Autors – Mimik, Gestik und Tonfall derer, die die Texte vortrugen, eine entscheidende Rolle bei der Rezeption spielt. Sie geben dem Text eine Gestalt. Es ist eben etwas ganz anderes, ob man den oben zitierten Satz aus Hebr 10,26f in Form eines juristischen Kanons, eines katechetischen Paragraphen aus einem theologischen Traktat oder als pastorale Paränese vorträgt, die die Zuhörenden zur Änderung eines kritisierten Verhaltens aufruft.

Das gilt insbesondere für einen Text wie das Schreiben an die Hebräer, das von der Form her eigentlich kein Brief ist. Ihm fehlen die brieftypischen Elemente wie ein Briefeingang, in dem Absender und Adressaten genannt werden. Auch ein typischer Briefschluss ist nicht vorhanden – wohl aber eine Art Grußformel, die doch einige Angaben zu den kontextuellen Rahmenbedingungen enthält, unter denen der Text verfasst wurde:

„Ich ermahne<sup>9</sup> euch aber, Brüder und Schwestern, nehmt dieses Wort der Ermahnung bereitwillig an; denn ich habe euch ja nur kurz geschrieben. Wisst, dass unser Bruder Timotheus freigelassen worden ist; sobald er kommt, werde ich euch mit ihm zusammen besuchen. Grüßt alle eure Vorsteher und alle Heiligen! Es grüßen euch die Brüder aus Italien. Die Gnade sei mit euch allen!“ (Hebr 13,22-25).

## **Kein Brief, eher eine Mahnpredigt**

Der Hinweis in Hebr 13,22 charakterisiert abschließend den Inhalt des Schreibens. Zweimal beinhaltet der Satz im griechischen Urtext ein Wort aus dem Wortfeld παρακαλεῖν/παράκλησις. Das ist das, worum es in dem vorausgehenden Text ging: Um ein Wort der Ermahnung, zu dessen Annahme der Autor ermahnt. Die semantische Tautologie zeigt die Notwendigkeit an, die der Autor wohl empfindet. Er schreibt nämlich von Italien aus (Hebr 13,24) und

befindet sich dort in der Gemeinschaft von „Brüdern“. Das wiederum spiegelt sich im Text selbst wider, der weitestgehend in einem Wir-Stil formuliert ist. Dass der Autor selbst aber eine besondere Autorität beansprucht, zeigt sich in dem Schlussabschnitt, der in der 1. Person Singular gehalten ist. Ansonsten aber tritt er in dem Schreiben weitestgehend zurück. Der Hinweis in Hebr 13,19:

*„Eindringlich bitte ich euch, dies zu tun, damit ich euch möglichst bald zurückgegeben werde.“*

deutet allerdings darauf hin, dass er der Gemeinde nicht nur persönlich bekannt ist, sondern mit ihr auch in einer intensiven Beziehung steht.

Noch weniger als über den Verfasser ist über die adressierte Gemeinde bekannt. Der Text lässt darauf schließen, dass es sich um eine Einzelgemeinde handelt; deren Identität bleibt allerdings im Dunkeln. Gleichwohl lässt der Text als Ganzes Rückschlüsse über den Zustand der Gemeinde zu: Sie ist glaubensschwach, zeigt Anzeichen einer totalen Erschöpfung (12,12-17) und ist in der Gefahr, die Zuversicht zu verlieren (10,35); so scheint sie von einem schleichenden Abfall bedroht zu sein (3,7-4,13; 6,4-12; 10,26-31). Sie ist ausgezehrt (10,25), scheint aber fraglos an überkommenen Formeln und Riten fest (13,7-17) und befolgt eher blind als erkennend Einzelsätze des Anfangsbekenntnisses (5,11-6,3), ohne dass eine Reifung und Weiterentwicklung zu beobachten sei.

Trotzdem kann der Autor einige Punkte auf der Habenseite der Gemeinde konstatieren: Es gibt trotz allem eine grundlegende Liebestätigkeit (auch wenn es an innerer Gewissheit und Hoffnung mangelt). Das mag in einem Zustand aufgeriebener Erschöpfung liegen, denn die Gemeinde hat sich in der Zeit der Bedrängnis durchaus mit einem beispielhaften Zeugnis an Gemeinschaftsgeist und Hoffnung, der Solidarität mit Gefangenen und dem Verzicht auf persönlichen Besitz um des Glaubens willen bewährt

(10,32ff). Einst haben sie so ein lebendiges Zeugnis innerer Glaubensfestigkeit in der Bedrängnis abgelegt; das aber ist eher Teil der ἀνάμνησις, die auf längst Vergangenes zurückblickt. Die Gegenwart ist offenkundig nicht mehr von solchem Verhalten geprägt. Der Autor hält nun eine Therapie vonnöten, „die nicht nur die Symptome kuriert, sondern auf die Stabilisierung des Glaubensstandes insgesamt zielt“<sup>10</sup>.

Die Gemeinde selbst weist schon eine grundlegende Institutionalisierung auf, denn es gibt „Vorsteher“ (ἡγούμενοι). Gleichwohl blickt die Gemeinde auf schon verstorbene Leiter zurück (13,7), deren Glauben als nachahmenswert vorgestellt wird. In der Summe handelt es sich damit um eine Gemeinde mit Geschichte. Auch das deutet auf eine Abfassungszeit im dritten Drittel des 1. Jahrhunderts hin.

Der Text ist kein Brief, wohl eher eine Predigt – näherhin eine Mahnpredigt, die aus der Ferne in die Gemeinde hineinspricht. Eine schriftgewordene Predigt wird auch als *Epistel* bezeichnet. Deshalb wird in diesem Beitrag nicht vom „Hebräerbrief“ oder dem „Brief an die Hebräer“ gesprochen, sondern vom „Schreiben an die Hebräer“ oder eben der „Hebräerepistel“. Es ist ein Text, der im wahrsten Sinn des Wortes „performt“ werden muss. Er muss klingen und aus der Gefangenschaft der zu Papier gewordenen Buchstaben befreit werden. Das umso mehr, als er die adressierte Gemeinde – und durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder neu diejenigen, die den Text empfangen – zu einem lebendigen Glauben nicht bloß des Fürwahrhaltens von Sätzen und Abspulen von Riten, sondern des praktischen Lebens aus dem Glauben anhält. Um dieses Ziel zu erreichen, gilt es, mehr Theologie zu wagen!

## Der Weg des Glaubens

Bereits der Eingang des Textes setzt hier ein Fanal. Er schlägt die Brücke von den Patriarchen über die Propheten hin zum Sprechen Gottes durch den Sohn. Der Bund Gottes mit Israel wird in ihm aktualisiert:

„Vielfältig und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten; am Ende dieser Tage hat er zu uns gesprochen durch den Sohn, den er zum Erben von allem eingesetzt, durch den er auch die Welt erschaffen hat; er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Abbild seines Wesens; er trägt das All durch sein machtvolles Wort, hat die Reinigung von den Sünden bewirkt und sich dann zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt; er ist umso viel erhabener geworden als die Engel, wie der Name, den er geerbt hat, ihren Namen überragt.“ (Hebr 1,1-4).

Hier liegt wohl der Grund, warum sich der Begriff eines an „Hebräer“ gerichteten Textes eingebürgert hat. Der Begriff als solches begegnet im Brief nicht. Wohl wird in der theologischen Entfaltung immer wieder auf Aspekte des Bundes, den Gott mit Israel geschlossen hat, rekurriert. Das kann rhetorisch und textpragmatisch nur funktionieren, wenn die Adressaten des Textes mit den so intendierten Inhalten vertraut sind.

Tatsächlich greift die Hebräerepistel den Bund auf, den Gott mit Israel geschlossen hat, um von hier aus das Neue in Jesus Christus darzulegen. Dass die Offenbarung Gottes einer immer neuen Vergegenwärtigung bedarf – eigentlich bis auf den heutigen Tag – wird direkt am Anfang deutlich: πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως – vielfältig und auf vielerlei Weise hat Gott gesprochen – und spricht wohl immer noch.

Den Höhepunkt findet das Reden Gottes in Jesus Christus als Sohn. Von ihm wird in 1,2 bekannt, dass er Erbe von allem ist und durch ihn die Welt erschaffen ist. Er ist Abglanz seiner Herrlichkeit und trägt den göttlichen Charakter in sich (χαρακτήρ τῆς ὑποστάσεως – 1,3). Er allein bewirkt die Reinigung von den Sünden (καθαρισμόν τῶν ἁμαρτιῶν). Der Eingang des Textes formuliert damit ein grundlegendes Bekenntnis, das im göttlichen Bund mit Israel wurzelt und im Glauben an die Erlösungstat des Sohnes, die in der Auferstehung vom Kreuzestod offenbar wird, seinen Ausdruck findet. Dieser Glaube an den Sohn ist

die Prämisse des Hebräerschreibens, das in 1,5-14 eine im Zeugnis der Schrift fußende argumentative Vertiefung erfährt: Jesus Christus ist der Sohn, in dem die Verheißungen ihre Erfüllung finden. Auf ihn ist alles hingeordnet. Es gilt also auf den Sohn zu schauen, um seinem Beispiel immer neu Gestalt zu geben:

„Christus aber ist treu als Sohn, der über das Haus Gottes gesetzt ist. Sein Haus sind wir, wenn wir an der Zuversicht und an der Hoffnung festhalten, derer wir uns rühmen“ (Hebr 3,6).

## **Einzigartig und endgültig versöhnt**

In Jesus Christus sieht das Schreiben an die Hebräer etwas völlig Neues begründet, das den altherwürdigen Bund Gottes mit Israel neu definiert. Beispielgebend ist die Rolle des Hohenpriesters, die in besonderer Weise mit dem jüdischen Jom-Kippur-Fest, dem Versöhnungstag verbunden ist. Dieses Fest ist der (kulttypologische) Schlüssel zum Verständnis des Schreibens an die Hebräer. Das mag für nichtjüdische Rezipienten dazu führen, mit dem Text zu fremdeln. Wer es aber vermag, diesen kulttheologischen Weg mit dem Autor des Schreibens an die Hebräer mitzugehen, erfährt eine geradezu mystagogische Vertiefung des eigenen Glaubens, vor allem aber des eigenen Lebens aus dem Glauben<sup>11</sup>. Theologische Bildung ist so ein guter Humus für einen tief wurzelnden und fruchtbringenden Glauben – zumindest vertraut der Autor des Schreibens an die Hebräer darauf, dass seine Adressaten mit den Hintergründen des Jom-Kippur-Festes vertraut sind.

Das Jom-Kippur-Fest ist mit einem besonderen Sühnehandeln des Hohepriesters im Tempel verbunden. Der Kult wird dezidiert in 9,1-10 beschreiben. Von besonderer Bedeutung ist die in 9,5 erwähnte Sühneplatte, die sogenannte *Kaporet* (כפרת), die am Versöhnungstag mit Blut als Zeichen für die von ihm und „für die unwissentlich begangenen Vergehen des Volkes“ (9,7) be-

sprengt wurde. Bei der Kaporet befanden sich nach Hebr 9,5 die Kerubim auf der Bundeslade. Die Kaporet ist also ein wesentlicher Teil der Bundeslade.

Dieser Ritus der Blutbesprengung wurde vom Hohenpriester jährlich am Versöhnungstag vollzogen. Für den Autor des Schreibens an die Hebräer ist das ein Zeichen, dass die Wirkung des hohepriesterlichen Dienstes in Israel zwar nach dem Gesetz erfolgt, aber doch vergänglich ist (10,11).

In Jesus Christus aber ist etwas fundamental Neues Wirklichkeit geworden. Er ist der wahre und erhabene Hohepriester, der die Himmel durchschritten hat und doch mitfühlen kann mit unserer Schwäche, weil er unsere Versuchungen kennt (vgl. 4,14f). Der Hohepriester Jesus hat am Kreuz ein endgültiges, vor allem aber ein einmaliges Sühnopfer vollzogen, das nicht mehr erneuert zu werden braucht:

*„Siehe, ich komme, um deinen Willen zu tun. Er hebt das Erste auf, um das Zweite in Kraft zu setzen. Aufgrund dieses Willens sind wir durch die Hingabe des Leibes Jesu Christi geheiligt – ein für alle Mal“* (Hebr 10,9f).<sup>12</sup>

## Unmittelbar und unvermittelt

Das ist der entscheidende Unterschied zwischen der Erlösungstat Jesus Christ in Kreuzestod und Auferstehung und den Opfern des Alten Bundes. Hebr betont, dass es bei einem Opfer nicht um einen Verlust von etwas geht, sondern um Heiligung (vgl. 10,8-10) – mithin um die Herstellung einer Beziehung von Gott und Mensch. Das Opfer besteht letztlich in der Kommunikation zwischen Gott und Mensch und Mensch und Gott. Die aber ist durch die Tat Jesu Christi ein für allemal begründet. Sie nimmt den trennenden Vorhang weg (6,19)<sup>13</sup>, so dass in Jesus Christus die Begegnung mit Gott unmittelbar möglich wird.

Die unmittelbare Ermöglichung der Gottesbegegnung ist die Pointe, auf die die kulttheologischen Erörterungen des He-

bräerschreibens abheben. Der Priesterkult ist aufgehoben, es bedarf keiner kultisch vermittelten Gottesbegegnung und Sühneleistung mehr:

*„Durch ein einziges Opfer hat er die, die geheiligt werden, für immer zur Vollendung geführt“* (Hebr 10,14).

So gesehen enthält die Hebräerepistel eine deutliche Kritik an einem kultisch orientierten Christentum, das immer wieder in eine priesterlich vermittelte Gottesbegegnung zurückfällt. Zwar findet sich auf vielen Primizbildern das berühmte Zitat aus dem Hebräerschriften:

*„Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedeks“* (Hebr 5,6).<sup>14</sup>

Allerdings wird dabei übersehen, dass sich das Zitat wenige Verse später exklusiv auf Jesus Christus bezieht:

*„Obwohl er der Sohn war, hat er durch das, was er gelitten hat, den Gehorsam gelernt; zur Vollendung gelangt, ist er für alle, die ihm gehorchen, der Urheber des ewigen Heils geworden und wurde von Gott angeredet als Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks“* (Hebr 5,8-10).

Er ist der einzige Hohepriester und der letzte Priester überhaupt<sup>15</sup>. In seiner Erlösungstat ist das endgültige Versöhnungsopfer geschehen. Für Paulus ist darin begründet, dass die Sünde generell keine Macht mehr hat und nichts mehr trennen kann

*„... weder Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur (...) von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“* (Röm 8,39).

Für den Autor des Schreibens an die Hebräer ist es gerade diese einmalige und nicht-wiederholbare Erlösungstat Jesu Christi, die er nutzt, um die Gefahren deutlich zu machen, die einer glaubensschlaffen Gemeinde dro-



hen, die zwar noch Sätze zitiert und Riten heruntergefeiert, ohne dem Glauben im Leben Gestalt zu geben. Das einmalige Opfer und die einmalige Erlösung, derer man durch die Taufe teilhaftig wird, ist exklusiv und eben auch nicht wiederholbar.

## Mehr Theologie wagen

Was als drastische Motivation in Form einer harschen Kabinenpredigt funktioniert, wird furchtbar, wenn man es seinerseits zum theologischen Traktat macht. Damit verkehrt man die Intention dessen, der sich gegen hohle Glaubenskanones richtet, ins Gegenteil. Genau das aber ist mit dem Schreiben an die Hebräer geschehen: Vor lauter Angst, des Heiles verlustig zu gehen, weil man nach der Taufe gesündigt hat, ließ man sich erst auf dem Sterbebett taufen (die sog. Klinikertaufe). Es mag dem Wirken des Heiligen Geistes geschuldet sein, dass die Kirche das Sakrament der Beichte entdeckte, durch das die Taufnade erneuert werden konnte. Die Intention der Neuen Testaments aber ist eine andere: Es geht nicht um die Selbsterlösung, sondern um die Proexistenz der Glaubenden. Die Glaubenden sollten wissen, dass sie nichts trennen kann von der Liebe Christi. Das weiß doch auch die Hebräerepistel: Es bedarf keiner priesterlich oder kultisch vermittelten Gottesbegegnungen, weil die eigentliche Tat gottesseitig in Jesus Christus doch längst geschehen ist. Das einzige Opfer, dass nach Jesus Christus noch möglich ist, kann jede und jeder selbst vollziehen:

*„Durch ihn also lasst uns Gott allezeit das Opfer des Lobes darbringen, nämlich die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. Vergesst nicht, Gutes zu tun, und vernachlässigt nicht die Gemeinschaft; denn an solchen Opfern hat Gott Gefallen!“* (Hebr 13,16).

Das ist eine erwachsene Form des Glaubens, die aus eigener Mündigkeit handelt und nicht mehr einer priesterlich-väterli-

chen Führung bedarf. Glaubende sollten deshalb mehr Theologie wagen. Der Brief an die Hebräer zeigt diesen Weg auf. Die Welt braucht aufrechte Christinnen und Christen, die bereit sind, Schwarzbrot zu essen. Milchtrinker gibt es hingegen schon genug ...<sup>16</sup>

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Mehr zu diesem Thema bei Werner Kleine, Lektoren – mehr als Vorleser. Ein Plädoyer für eine lebendige Verkündigung, in: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück, 2013 (65. Jahrgang), S. 270-274.
- <sup>2</sup> Ähnlich urteilt auch Hermann Strathmann, Der Brief an die Hebräer, in: Das Neue Testament Deutsch. Teilband 9: Die Briefe an Timotheus und Titus. Der Brief an die Hebräer. Göttingen 1953, S. 72.
- <sup>3</sup> So Gerd Schunack, Der Hebräerbrief, Zürcher Bibelkommentare. Zürich 2002, S. 9.
- <sup>4</sup> Vgl. hierzu Martin Luther, Vorrhede auff die Epistel zu den Ebreern. WA DB 7, S. 344,20-22 – im Internet verfügbar unter <https://archive.org/details/s1werkediedeutsch07luth/page/344/mode/2up> [Stand: 13. Mai 2022].
- <sup>5</sup> So Georg Hollmann, Der Hebräerbrief, in: Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt (hrsg. von Johannes Weiß). Göttingen 1908, S. 443.
- <sup>6</sup> Erich Gräber: An die Hebräer (Hebr 1-6). Evangelisch-katholischer Kommentar zum Neuen Testament XVII/1. Zürich/Neukirchen-Vluyn 1993, S. 30.
- <sup>7</sup> Zumindest scheint die Redeweise in 1 Clem 36,1-5 nicht nur mit der Rede von Jesus Christus als dem „Hohenpriester unserer Opfergaben“ deutlich von Formulierung in Hebr 1,3-7.13 inspiriert zu sein.
- <sup>8</sup> Vgl. hierzu Stephan Busch, Lautes und leises Lesen in der Antike, Köln 2022 (pdf) – Quelle: <http://www.rhm.uni-koeln.de/145/Busch.pdf> [Stand: 14. Mai 2022].
- <sup>9</sup> Die Einheitsübersetzung 2016 übersetzt hier mit „Ich bitte euch aber“. Näher an der Semantik des Urtextes, der hier das Wort *παρακαλῶ* aufweist, das später mit dem Begriff *παράκλησις* aufgenommen wird, ist aber die revidierte Lutherübersetzung 2017, die mit „Ich ermahne euch aber“ übersetzt.
- <sup>10</sup> Claus-Peter März, Ein Außenseiter im Neuen Testament. Zur Aktualität des Hebräerbriefes, in: Bibel und Kirche 1993 (48), S. 173-179, hier: S. 175.

---

## Leserbriefe

---

### Zu Hans Waldenfels: Zum Scheitern Papst Benedikts XVI (Heft 5/ 2022, 144-150).

- 11 Vgl. hierzu Claus-Peter März, a.a.O., S. 178f: „Der Hebräerbrief bietet somit gewissermaßen eine Form der Mystagogie, eine Einführung in ein neues Verständnis des Lebens, in dem der Christ alles Tun als Teilnahme am großen endzeitlichen Kult begreifen und sich selbst als einen im ‚Hinzutreten‘ zu Gott Begriffenen verstehen soll.“
- 12 In ähnlicher Weise argumentiert auch Paulus in Röm 3,25f, wenn er von Jesus als öffentlich hingestellter „Sühneplatte“ bzw. „Sühneort“ spricht.
- 13 Das Bild erinnert an den Vorhang im Tempel, der das Allerheiligste, mithin also die Herrlichkeit Gottes dem Blick entzog. Der Vorhang hat seinen Grund in der Erfahrung des Mose von Ex 33,20, nach der kein Mensch Gott schauen und am Leben bleiben kann. Das Zerreißen des Vorhangs im Moment des Kreuzestodes Jesu in Mk 15,38 parr zeigt hingegen, dass die Herrlichkeit Gottes hier auf eine Weise offenbar wird, die nicht mehr verhüllt zu werden braucht.
- 14 Der Autor des Schreibens an die Hebräer zitiert hier seinerseits Ps 110,4.
- 15 Nicht zu Unrecht reklamiert deshalb Martin Ebner das völlig Fehlen der Instituierung eines Priesteramtes im Neuen Testament (vgl. hierzu Martin Ebner, Braucht das Christentum Priester?. Eine Vergewisserung aus dem Neuen Testament, Feinschwarz.net, Teil 1 (21. Januar 2022) – Quelle: <https://www.feinschwarz.net/braucht-das-christentum-priester-eine-vergewisserung-aus-dem-neuen-testament-teil-1/> [Stand: 15. Mai 2022] und Teil 2 (22. Januar 2022) – Quelle: <https://www.feinschwarz.net/braucht-das-christentum-priester-eine-vergewisserung-aus-dem-neuen-testament-teil-2/> [Stand: 15. Mai 2022]). In der Tat kann man das sakramentale Priestertum exegetisch wohl kaum auf einen vermeintlichen Stifterwillen Jesu zurückführen. Gleichwohl könnte (!) man seine Einführung im 2. und 3. Jahrhundert durchaus dem Wirken des Heiligen Geistes zuschreiben. Gerade weil laut Hebr 1,1 Gott ja immer wieder auf vielfältige und vielerlei Weise spricht, kann die Entstehung des sakramentalen Priesteramtes durchaus gottgewollt sein. Allerdings muss dann auch damit gerechnet werden, dass der Geist Gottes in anderen Zeiten Neues wirkt.
- 16 Vgl. hierzu auch folgendes Video: Katholische Citykirche Wuppertal, Kath 2:30 – Episode 26: Der Laie, Youtube, 12.4.2021 – [https://youtu.be/KZjSq007\\_I](https://youtu.be/KZjSq007_I) [Stand: 14. Mai 2022].

Ich traute meinen Augen nicht, als ich den Titel dieses Beitrags wahrnahm. Hier wird dem emeritierten Papst Benedikt, Joseph Ratzinger, ein „faules Ei“ als Ostergeschenk zum 95. Geburtstag serviert. In jedem anderen der katholischen Kirche nicht wohlgesonnenen Organ hätte ich eine solche Herabwürdigung erwartet, aber nicht im kirchensteuerfinanzierten „Pastoralblatt“ einiger deutschen Diözesen. Zum Autor fällt mir die alte lateinische Sentenz ein: „Si tacuisses, philosophus mansisses“. „Wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Weiser (Philosoph) geblieben.“

Die Mär von den „zwei Ratzingers“ wird durch Wiederholung nicht wahrer. Ich durfte in unseren sogenannten Freisemestern 1974/75 in Regensburg seine Vorlesungen hören und habe zwei Seminare bei ihm belegt. Ich zehre heute noch von dieser grandiosen theologischen Prägung. Nach meiner Einschätzung ist er sich im Wesentlichen immer treu geblieben. Natürlich hat ein Bischof/Kardinal/Papst eine andere Funktion als ein Theologieprofessor. Das haben wir ja in Köln auch bei unserem früheren hochgelehrten Erzbischof Joseph Kardinal Höffner so sehen können, den ich übrigens auch immer als kongenial mit Joseph Ratzinger eingeschätzt habe.

Ich möchte mich jetzt nicht zu allen fragwürdigen Darstellungen „Zum Scheitern Papst Benedikts XVI.“ äußern ... Zur Anmerkung 1, S. 150: Die Darstellung im Buch von P. Seewald, Benedikt XVI.: Ein Leben, München, 2020, 378 ist mit den Äußerungen von Bischof Luthe und den Angaben von Kardinal Frings in seinen Erinnerungen durchaus kompatibel und nicht zu korrigieren.

Abschließend möchte ich noch bemerken, dass der Beitrag von Prof. Waldenfels nicht als wissenschaftlich angesehen werden kann, sondern eher als eine persönliche und in manchen Zügen auch autobiografische Äußerung.

Ich frage mich mittlerweile, in welcher Kirche ich lebe. Dass wir z.T. berechtigten Vorwürfen ausgesetzt sind, müssen wir nicht nur ertragen, sondern auch daran arbeiten. Ich bin aber nicht mehr bereit, jeden Unsinn hinzunehmen, der aus unseren eigenen Reihen verbreitet wird und der katholischen Kirche schadet. Ich erinnere in diesen Tagen immer wieder an die von Reinhold Schneider gereimten Verse: „Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten und diese Welt den richtenden Gewalten durch ein geheiligt Leben abzuringen.“

*Msrgr. Dr. Thomas Vollmer, Köln*

## Zum gleichen Artikel:

Für Ihre klare Darstellung im Pastoralblatt Mai 5/2022 „Zum Scheitern Papst Benedikts XVI. möchte ich besonders danken. Erwähnenswert Ihre Sätze:

„... Es ist fatal, dass in der Kirche nicht gesehen wird, dass eine endlose Selbstbeschäftigung der Kirche mit sich selbst nicht zielführend sein kann. Die Kirche hat einen Auftrag an die bzw. in der Welt, dem sie nachzukommen hat.“

„..., ob wir wollen oder nicht, am Ende doch in die Hände eines barmherzigen Gottes fallen.“

„... Es wäre ein Segen für die Kirche, aber auch für die Welt, wenn wir Christen wirklich wieder „Hörer des Wortes“, also des Wortes Gottes sein würden und Gottes Geistesgegenwart im Heute wahrnehmen würden.“

*Pfr. em. Dr. Karl H. Salesny SDB, Wien*

Paul Petzel

# „... kein Buch, mit dem man ‚lebt‘“?

**Was geht uns Christen die Hebräische Bibel/ das AT an und erst recht seine jüdischen Auslegungen?!**

## Hat Mendelssohn recht?

Für den großen jüdischen Aufklärer Moses Mendelssohn war die Antwort auf die letzte Frage klar. Die christlichen Bibelausleger „akzeptieren (...) die Worte der Torah und alles, was dort geschrieben steht, nicht als etwas, was man tun und beobachten soll, sondern wie ein Geschichtswerk.“ Die Heidelberger jüdische Bibelwissenschaftlerin Hanna Liss bestätigt und erweitert diese Einschätzung bis in die Gegenwart hinein, habe Mendelssohn doch „auf nahezu geniale Weise und bis heute das je einzigartige Verhältnis von Judentum und Christentum zur Hebräischen Bibel charakterisiert: Für die einen (...) ein Buch, das Lebensweise und -gewohnheiten bestimmt, für die anderen ein Geschichtswerk, altertumskundlich und sprachwissenschaftlich interessant, aber kein Buch, mit dem man ‚lebt‘.“<sup>1</sup>

Doch ist dem wirklich so? Entschied sich nicht die frühe Kirche gegen Marcion dafür, das AT als Teil ihres Bibelkanons aufzufassen? Sind nicht AT-Lesungen für die Mehrzahl der Messen vorgesehen? Ganz zu schweigen von den Psalmen, die zentral für das Stundengebet und auch breiteren Kreisen von Gläubigen wichtig sind. Gehörte und gehört (?) nicht das Auswendiglernen der Zehn Gebote noch zum Einmaleins des Christwerdens? Gibt es nicht über den Regenbogen der Noachgeschichte hinaus einen breiten Fundus an alttestamentlichen Geschichten, die dann doch über viele Generationen hin einfach zu wichtig sind, um jemals zur Disposition gestanden zu

haben? Tragen, selbst in Zeiten sonderbarer Namenskreationen, nicht immer noch viele Kinder alttestamentliche Namen wie Sara, Ruth, David oder Noach? Und – viel gewichtiger: Inspirierte (und inspiriert) nicht der Exodus im 20. Jahrhundert die Befreiungstheologie und Basisbewegungen – und das bekanntlich lebenspraktisch überaus verfänglich, ja bestimmend? Doch umgehend beende ich diese „Apologie“. Denn wer möchte bestreiten, was Erich Zenger schon 1991 konstatierte, dass die Christen mit dem AT aufs Ganze besehen sehr „fremdeln“. Ja, gibt es nicht eine „Nörgelei an den >jüdischen< Psalmen“?<sup>22</sup> Zenger denkt dabei an die emotional engagierten Stellen, in denen sich die Beten – auch aggressiv – gegen ihre Feinde aussprechen. Im Brevier sind sie einfach gestrichen. Dabei kann eine historisch-kritische Exegese deren „Sitz im Leben“ oft genug in ohnmächtiger Bedrohtheit ausmachen und sie als pure Notwehrrufe ausweisen. Längst ist klar, dass sich die Kirche mit der Zensur dieser „Anstößigkeiten“ auch psychologisch-spirituell bedeutsamer Dimensionen beraubt hat. Solche Zensur ist zudem ein Moment, dem – keinesfalls unschuldig gebliebenen – Klischee des gewalttätigen rächenden Gottes des AT im Gegensatz zum liebenden Vater des NT einmal mehr Vorschub zu leisten und es zu festigen. Es sind Opponierungen, die kaum mehr als eine selektive Bibellektüre und voreingenommene Wahrnehmung der beiden Teile der Bibel belegen, sofern gewaltträchtige Texte des NT einerseits (bspw. Lk 17,2; Mt 8,12; 13,49f; Offb 20,15 u.a.m.) und zentrale Texte des väterlich-mütterlichen göttlichen Erbarmens im AT (vgl. etwa Ex 34,6f; Jes 42,14; 63,16f, Tob 13,4 u.a.m.) außer Acht bleiben. Fallen deshalb in vielen Messen die vorgesehen AT-Lesungen einfach aus? Dohmen verschärft den Ton, wenn er im Umgang der Christen mit dem AT von „Bibelhäresien“ (Häresie etymologisch i. S. der halben, halbierten Wahrheiten, Auswahl) ausmacht: sofern sich Christen auch nach dem Ausschluss oder der Abwertung des AT immer noch als

wahrheitsfähig betrachten. Spaltung und Halbierung der Glaubenswahrheit begegnet etwa, wenn „die alttestamentlichen Lesungen der Osternacht in der dunklen Kirche verlesen werden, während dann die neutestamentlichen im Anschluß an die Lichtfeier in der *erleuchteten Kirche* folgen“<sup>3</sup> ... Die Beispiele von „Nörgelei“ und Abwertung im kirchlichen Umgang mit dem AT könnten fortgesetzt werden. Theologisch werden sie z. T. seit der Zeit der frühen Kirche zu legitimieren versucht, indem – um nur *ein* wirkungsstarkes Modell zu nennen – das AT der Verheißung, das NT der Erfüllung zugeordnet wird. Gleichwohl blieben auch *post Christum* Verheißungen unerfüllt: nicht jeder sitzt unter einem Feigenbaum und Weinstock, nicht alle Blinden sehen, nicht alle Lahmen gehen ... Universaler Frieden (Jes 11,1-8) und Gerechtigkeit stehen noch aus. Gewiss ist die Macht des Todes in der Auferweckung Jesu – exemplarisch – besiegt. Doch oft wird überlesen, dass auch seine Auferweckung rückgebunden bleibt an die aller, die noch aussteht (1 Kor 15,15f). Um aus der Verlegenheit zu gelangen, dass Verheißungen dann doch nicht alle empirisch erfahrbar erfüllt sind, wurde ihre Erfüllung spiritualisiert oder verjenseitigt. Doch ging dies bekanntlich mit Weltverlust und Einbußen an Überzeugungskraft einher.

Wie also leben wir Christen mit dem AT? Es ist zwar nicht aus dem Kanon ausgeschlossen, wie von Marcion postuliert. Doch wird es nicht i. S. eines *Kryptomarkionismus* – gewiss verkürzt und pauschal gesprochen – weithin gering geschätzt, nicht geliebt und dann doch nur als „Wasserträger“ und bloßer „Vorhof“ für das NT aufgefasst? Und wie die allegorischen Figuren von Ecclesia und Synagoga im späten Mittelalter auch als Repräsentanzen von AT und NT aufgefasst wurden, korrelieren die bibeltheologischen Aussagen, Einstellungen und Emotionen gegenüber dem AT direkt oder indirekt mit solchen gegenüber dem Judentum. Die Größe, die die Schriften hervorgebracht hat, tradiert, liest und hört, erschien (und erscheint?) nur noch als eine

Größe der Historie, nachdem sie durch die Kirche als „neues Israel“ ersetzt worden ist.

## Weichenstellung Konzil

Wer möchte also ernsthaft an der scharfen Urteilskraft eines Mendelssohn zweifeln?!

Und doch: Seit dem Konzil, erst recht seit der Befreiungstheologie haben wir einen viel welthaltigeren Begriff von Heil gewonnen, der ein nur spiritualistisches Verständnis der Erfüllung von Verheißungen vereitelt. Dass es einen „Verheißungsüberschuss“ des AT gibt, vice versa auch eine „Erfüllungslücke“ (H.G. Schöttler), kann ausgesprochen werden. Dies geht nicht zufällig mit einer neuen wertschätzenden Anerkennung des AT und – zumal katholisch untrennbar davon – der seiner „Träger-„und „Bezeugungsinstantz“ Judentum einher. *Nostra aetate* 4 hat bekanntlich Grundlegendes verändert, wie – in diesem Zusammenhang besonders aussagekräftig – auch orthodoxe Rabbiner 2017 konstatierten. Sie „würdigen, dass sich die offiziellen Lehren der katholischen Kirche über das Judentum ( ) grundlegend und unwiderruflich“ geändert haben.“<sup>4</sup> Den Bruch mit der Substitutionslehre vollzog das Konzil. Als seine gelungene Explikation<sup>5</sup> gilt im christlich-jüdischen Dialog mittlerweile konsenshaft die Formel, die P. Johannes Paul II. geprägt hat. Die Notwendigkeit der Korrektur einer „falschen religiösen Sicht des Judentums“ eingestanden, sei darüber hinaus weiterführend ein Dialog zu führen. Dessen „erste Dimension“ sei dabei „die Begegnung zwischen dem Gottesvolk des von Gott nie gekündigten Alten Bundes und dem des neuen Bundes“. Diesen Dialog verschränkt er umgehend mit dem innerhalb der Kirche, „gleichsam zwischen dem ersten und zweiten Teil ihrer Bibel.“<sup>6</sup>

Was bibeltheologisch und -hermeneutisch seitdem gedacht wurde, bündelt sich, soweit ich sehe, nirgends konzentrierter und profilierter als in der von Günter Stem-

berger und Christoph Dohmen verfassten *Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des Alten Testaments*.<sup>7</sup> Wichtige Einsichten, für die neben dem Umdenken auf den Spuren von NA 4 vor allem die Kanontheologie fruchtbar wurde, seien hier nur aufgelistet.

1. Die Hebräische Bibel, der *Tanach*, ist bei durchaus großen Überschneidungen mit dem AT dann doch nicht identisch mit diesem. Das AT umfasst einige Bücher mehr, zudem differiert der Textbestand innerhalb einiger, da sich beide auf je unterschiedliche Textzeugen und -traditionen stützen. Leichter erkennbar ist die unterschiedliche Gruppierung der Bücher im jeweiligen Kanon: Drei Gruppen kennt der **TaNaCh**: Tora /Pentateuch, um den sich konzentrisch Propheten/**Newim** und Schriften/**Chetuwim** legen; vier Gruppen kennt das AT: Tora und Geschichtsbücher, Weisheitsbücher und Propheten. Bedeutsam ist der gemeinsame Anfang, die Tora, die christlich allerdings auf die Propheten hin „ausgestreckt“ ist, um die Verbindung zu den Evangelien zu schaffen.<sup>8</sup>

2. Dass die Schriften des AT nicht christlich überarbeitet und etwa in *eine* neue Version von Bibel überführt wurden, sondern als erkennbares für sich stehendes Corpus in einer zweieinen Bibel erhalten wurden, ist als theologisch belangvoller Respekt vor diesen Schriften und ihren Erstadressaten zu verstehen. Ein so entstandener zweieiner Kanon ist dabei religionshistorisch so einzigartig<sup>9</sup> wie das Verhältnis der Kirche zum Judentum – heute – als einzigartig und unvergleichbar mit der Relation zu jeder anderen Religion anerkannt ist.

3. Die *Vor-Ordnung* des AT vor dem NT ist als Frage der Chronologie zu „verkleinern“. Diese „*Prä-Position* der Bibel Israels“ hält vielmehr das Bekenntnis der frühen Kirche fest, „dass Gott sich nicht nur oder zuerst in Jesus dem Christus offenbart hat, sondern zuerst Israel, und durch dieses Bekenntnis drückt sich ihre Erkenntnis aus, dass der Bibel Israels nicht nur ein zeitlicher, sondern ein sachlicher, d.h. ein theologischer Vorrang zukommt“.<sup>10</sup> Die Anfänge und bleibend nährenden Wurzeln des Christentums

(vgl. Röm 11,18) liegen außerhalb seiner selbst: in Gottes andauernder Geschichte mit Israel, „Gottes erster Liebe“ (Friedrich Heer).

4. Der Vor-Ordnung des AT in der zweieinen Bibel der Kirche entspricht so eine vom Buch nahegelegte *doppelte Leserichtung*: vom AT aus Richtung NT, wobei das AT in seinem Eigensinn zu verstehen ist, um danach in seinem Licht das NT zu begreifen.<sup>11</sup> Von dem aus ist dann das AT ein zweites Mal zu lesen, ohne doch in dieser christologischen Perspektive Eigenwert und -würde des AT „verschwinden“ zu lassen, so wenig wie Israel der Bund in Christo von Gott aufgekündigt wäre. Denn dieser Bund ist „unwiderruflich. „Gott ist kein Mensch, der lügt“ (Num 23,19; vgl. 2 Tim 2,13)“, wie es die Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum lapidar formuliert.<sup>12</sup> Dann wird auch verständlich, dass für die Päpstliche Bibelkommission „die jüdische Lesung der Bibel eine mögliche Leseweise darstellt, die sich organisch aus der jüdischen Heiligen Schrift ( ) ergibt, in Analogie zur christlichen Leseweise, die sich parallel entwickelte.“<sup>13</sup>

Mit „dem Buch“ des AT als Christen „leben“ bedeutet vieles, auch, wie mir scheint, vieles, was allererst noch zu entdecken bleibt. In jedem Fall aber heißt es auch und keinesfalls zuletzt, die Juden als die bleibenden Erstadressaten der Schriften anzuerkennen, wie sie im christlichen AT zu finden sind. Sie sind nicht nur die Gemeinschaft, der Gott sich zuerst geoffenbart hat, sondern auch die, die das Offenbarungszeugnis der Heiligen Schrift bis heute liest, hört, tradiert, auslegt und, sofern existentiell aufgenommen, auch bezeugt und verbürgt. Das meint wohl P. Franziskus, wenn er – im Präsenz! – davon spricht, dass Gott „im Volk des Alten Bundes“ einen „Weisheitsschatz entstehen lässt, der aus der Begegnung mit dem göttlichen Wort entspringt“.<sup>14</sup>

Deshalb könnte und „müsste“ uns Christen interessieren, wie Juden mit der Bibel umgehen, ihre Worte hören und auslegen.

Nicht nur, weil darin Interessantes und Lehrreiches zu vermuten ist<sup>15</sup>, sondern weil es sich – letztlich – um nicht weniger als potentielle Bezeugungen des Wortes Gottes handelt.

## Hanna Liss' Jüdische Bibelauslegung

Diesem Interesse gründlich nachzukommen, ermöglicht seit 2020 das schon eingangs zitierte opus magnum der Heidelberger jüdischen Bibelwissenschaftlerin Hanna Liss *Jüdische Bibelauslegung*.<sup>16</sup> In diesem „großartigen Lehrbuch“ – so ihr Kollege Daniel Krochmalnik bald nach Erscheinen<sup>17</sup> – vergewissert sich die Autorin der Geschichte jüdischer Textforschung und Bibelauslegung von der Qumranzeit, also auch der Zeit Jesu, an über die Spätantike, die unterschiedlichen Phasen und Kulturräume des Mittelalters bis in die Neuzeit mit Renaissance, Aufklärung und einem bibelhermeneutisch „nicht hoch genug“ zu veranschlagenden 19. Jahrhundert (4) bis zur gegenwärtigen Bibelwissenschaft in Israel und Nordamerika. Im „Ausblick“ skizziert H. Liss die Forschungssituation im deutschsprachigen Raum, um abschließend – wie es allerdings schon im 19. Jahrhundert der Fall war – die Etablierung dieser Studien an den Universitäten *nun endlich* zu realisieren. Liss' Schwerpunkt liegt auf dem Mittelalter.

Chronologisch angelegt, umreißt die Verfasserin in jedem der zehn Kapitel – das letzte, deutlich kürzere „Von der Mitte des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart“ komprimiert die Schritte – zunächst die historische Situation wie die sozio-kulturellen und religiösen Verhältnisse des jeweiligen Zeitabschnitts, innerhalb derer Bibelauslegungen hervorgebracht und rezipiert wurden. In einem weiteren Schritt stellt sie knapp die Biographien und das Werk der jeweiligen Kommentatoren vor, um diese „Vorarbeiten“ auf die vor allem interessierende Frage hin zu fokussieren, was an hermeneutischem Problembewusst-

sein, Texterforschung und exegetischer Methodik jeweils als neue „Zugänge“ auszumachen ist. Zumal in diesen Abschnitten arbeitet die Verfasserin die jeweiligen Fragestellungen an Beispielen, dem „O-Ton“ der Tradition, durch. Ein komprimiertes Fazit schließt das Kapitel jeweils ab.

Um die Lektüre dieses Lehrbuchs auch „für Anfänger und fachfremde Benutzerinnen noch gut lesbar zu halten“ (VIII), verzichtet die Autorin auf Fußnoten und bietet ein umfangreiches Glossar (116 Lemmata). Auch eine Übersicht der synagogalen Sabbatlesungen aus Tora und Propheten ist beigefügt.

Nicht nur das Genre Lehrbuch, auch sein Umfang könnten zumal Menschen in der Praxis mit klar begrenztem Zeitbudget fürs Lesen von der Lektüre abhalten. Das allerdings wäre bedauerlich, nicht nur da die einzelnen Kapitel auch je für sich mit Gewinn zu lesen sind. Anlage und Ausführung sind so weit, dass sich dieses Lehrbuch über Strecken hin auch als eine problemorientierte bibelzentrierte Geschichte jüdischer Kultur lesen lässt. Nach außen stellen die jüdischen Befassungen mit der Bibel „eine Auseinandersetzung mit dem arabisch-muslimischen und christlichen intellektuellen Kontext“ dar. Gewiss musste die jüdische Gemeinschaft als Minderheit immer auch auf Verhältnisse der Mehrheitskultur reagieren. Diese Auslegungen darauf zu beschränken, wäre gleichwohl ein Missverständnis. Bei den „Denkern und Exegeten“ handelt es sich immer auch um „Autoren, die den Aufbau eigener kultureller und literarischer Räume – allen Widerständen zum Trotz – aktiv mitgestaltet haben“. (2) Nach innen dienten die Bibelauslegungen der „Reflexion über die Lehre und die Praxis einer bestimmten Kultur“ (4) und zielten darauf ab, „den jüdischen Glaubenshorizont ( ) diskursiv zu stabilisieren“. (5) Wenn es um die unterschiedlichen kulturellen Räume in Europa geht, kommen unvermeidbar die christlich-jüdischen Beziehungen in den Blick. Dass man in diesem Durchgang immer wieder auch der Repression von Seiten der christlichen Mehr-

heitsgesellschaft bzw. der Kirche und ihrer Theologie begegnet, ist leider zu erwarten. Umso erstaunlicher nimmt sich aus, wenn sich bspw. der italienische Arzt, Literat, Rabbiner und Exeget Messer Leon (ca. 1420-ca. 1497) dennoch sogar über innerjüdische Diskussionsgänge hinaus bspw. in der Frage nach dem angemessenen Verständnis des Königtums in 1 Sam 8 die Position eines zum Christentum Konvertierten – und späteren Bischof von Burgos – zu eigen machen konnte. Eine ähnliche geistige Souveränität begegnet, wenn der Arzt und Gelehrte Azarja (ca. 1511- ca. 1578) trotz akuter Vertreibungen von Juden aus italienischen Städten durch P. Pius V. dennoch auch die Berücksichtigung christlicher Quellen in seiner Forschung plant (209). Im Ganzen führt das Buch vor Augen, dass es „seit mindestens eintausend Jahren in Westeuropa eine alternative Bibelauslegung gegeben hat, die sich dezidiert von der christlichen unterscheidet“ (408).

Ohne das grundsätzlich in Frage zu stellen, begegnen dann allerdings auch für die christliche Bibelauslegung vertraute Spannungen und Konfliktlinien wie die, wenn die schriftliche Tora und mündliche Tora dem Licht der Vernunft ausgesetzt werden. Wie mit offensichtlichen Unvereinbarkeiten zwischen beiden umgehen, da doch beiden – christlich zu sprechen: Schrift und Tradition – Offenbarungsqualität zuerkannt wird?<sup>18</sup> Oder wenn die Offenbarung insgesamt – etwa in ihrer anthropomorphen Rede von Gott – mit griechischer Philosophie von den „mittelalterlichen Aufklärer(n)“ (274) wie Rambam, also Mose ben Maimon Maimonides (1138-1204) konfrontiert wird, der eine „Synthese zwischen ‚Jerusalem und Athen‘“ suchte. Nicht weniger als eine Folge von Kontroversen wurde dadurch ausgelöst (154-158). Verwandt damit ist die Konstellation von Autoren in der frühen Neuzeit, wenn sie darum ringen, den „Gegensatz von religiösem und profanem Wissen“ (216) aufzuheben, um beides als in Gott begründet aufzuweisen oder sogar die Bibel selber als „Quelle auch allen profanen Wissens und der Küns-

te" plausibel zu machen. (241). Denn nur wenn das gelingt, gerät die jüdische Gemeinschaft nicht in eine kulturelle Isolation. Als besonders kalt mag das Licht der Vernunft in Gestalt der historisch-kritischen Exegese im 19. Jh. empfunden worden sein. Erscheint die Tora, die doch lebensformbestimmend war, in diesem Licht nicht – wie ein Objekt im Labor – zeitlich entrückt? Droht sie nicht durch zeitliche Entfernung und Vergegenständlichung auch in ihrem Geltungsanspruch zu erodieren? Diese Fragen sind auch Christen vertraut ...

Die von H. Liss bestechend präzise beschriebenen und analysierten vielfältigen jüdischen „Lern- und Lehrkulturen“ (394) können christliche Leser und Leserinnen erstaunen, irritieren oder auch an Eigenes erinnern; vielleicht stellen sie auch eigene Lektüren in Frage, dürften sie aber auch bereichern. Dass damit für die Judaistik ein Grundlagenwerk geschaffen ist, darf ich als Nicht-Judaist nur stark annehmen; dass der Verfasserin, die seit langem auch im christlich-jüdischen Dialog engagiert ist, ein kaum zu hintergehendes Referenzwerk für künftige Diskurse im Dialog wie innerchristlich gelungen ist, wenn immer es um das eigene ‚Leben mit dem Buch‘ geht, steht m.E. außer Zweifel.

## Anmerkungen:

- 1 Hanna Liss, *Jüdische Bibelauslegung*. Tübingen 2020, 276. Im Folgenden Seitenangaben im Text.
- 2 *Das Erste Testament. Die jüdische Bibel und die Christen*. Düsseldorf <sup>3</sup>1993, 38.
- 3 *Das Alte Testament nicht kennen heißt das Christentum nicht kennen*, in: Ders./Franz Mußner, *Nur die halbe Wahrheit? Für die Einheit der ganzen Bibel*. Freiburg u.a. 1993, 61.
- 4 *Erklärung orthodoxer Rabbinen, Den Willen unseres Vaters im Himmel tun: Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen*, in: DBK, „Gott wirkt weiterhin im Volk des Alten Bundes“ (Papst Franziskus). Arbeitshilfen Nr. 307, 170–175, 171. Von den theologischen Aussagen zurückhaltender, vom Verfasserkreis aber unvergleichlich breiter und of-

- fizieller ist das Dokument mehrerer Rabbinerkonferenzen „Zwischen Jerusalem und Rom. Gedanken zu 50 Jahre *Nostra aetate*“, in dem „ein Prozess der Selbstprüfung der katholischen Kirche“ anerkannt, „der allmählich dazu führte, dass jegliche Feindseligkeit gegenüber Juden aus der kirchlichen Lehre entfernt wurden“, in: Arbeitshilfen Nr. 307, 180. Es sind so erstaunliche Dokumente, dass sie dringend einer breiten innerkirchlichen Rezeption bedürfen.
- 5 „Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt“ (Röm 11,29), 10. Dezember 2015, in: DBK, „Gott wirkt weiterhin im Volk des Alten Bundes“ (Papst Franziskus). Arbeitshilfen Nr. 307, 133–157, 150.
  - 6 *Ansprache an den Zentralrat der Juden in Deutschland und die Rabbinerkonferenz am 17. November 1980 in Mainz*, in: R. Rendtorff / H.H. Henrix (Hg.), *Die Kirchen und das Judentum. Dokumente 1945–1985*. Paderborn/München 21989, 74–77, 75/76.
  - 7 Stuttgart <sup>2</sup>2019.
  - 8 Eine einschlägige Tabelle dazu findet sich dort 165.
  - 9 Vgl. Chr. Dohmen, *Text und Kon-Text*, in: Ders. Stemberger, *Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des Alten Testaments*. Stuttgart <sup>2</sup>2019, 11–28, 22–23.
  - 10 Dohmen, *Hermeneutik des Alten Testaments*, in: Ders./ G.Stemberger, *Anm. 9*, 142–233, 171.
  - 11 A.a.O. 171–175.
  - 12 Vgl. *Anm. 5*. Nr. 27, 141.
  - 13 *Päpstliche Bibelkommission, Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel*, Nr. 22, in: DBK, *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls* 152, 24. Mai 2001, 44.
  - 14 *Evangeliij gaudium* 249.
  - 15 Davon geht die Bibelkommission wie selbstverständlich aus, wenn sie schreibt: „Auf dem konkreten Feld der Exegese können die Christe gleichwohl viel von der jüdischen Exegese lernen, die seit mehr als zweitausend Jahren ausgeübt worden ist, und sie haben in der Tat im Laufe der Geschichte auch viel von ihr gelernt“ (Nr. 22, 44).
  - 16 Vgl. *Anmerkung 1*.
  - 17 *Die fünf Sinne der Schrift*, in: Chr. Dohmen (Hg.), *Das Alte Testament und seine Kommentare*. Stuttgart 2021, 239–263, 244.
  - 18 Damit ist gleichwohl keine „strenge“ Gleichheit behauptet, schließlich gibt es christlich kein Werk wie die Mischna bzw. den Talmud, die als Offenbarung gelten. Doch besteht eine signifikante Ähnlichkeit. Denn katholisch gilt die Tradition neben der Schrift als Quelle und Norm für alle Glaubenslehren, da die Tradition – nach traditioneller Lehrauffassung – auf die mündlichen Mitteilungen Christi zwischen Auferweckung und Himmelfahrt gründet analog der mündlichen Tora, die Mose auf dem Sinai empfangen hat. Dass diesen Zusammenhängen auch eine zirkuläre Struktur zu eigen ist, fordert Theologie heraus.



# Literaturdienst

**Anselm Grün, Zu Hause mit Gott. Dem Glauben einen eigenen Ausdruck geben, Münsterschwarzach 2021, 176 S., ISBN 978-3736503779.**

Gerade in der aktuellen Corona-Krise und bei der steigenden Zahl der Kirchenaustritte motivieren kirchamtliche Ansprüche und Aufforderungen, wie „die Kirche sein müsste“ und „die Christen sein sollten“ kaum mehr. Vor diesem Hintergrund bemüht sich deshalb der Mönch der Benediktinerabtei Münsterschwarzach und geistliche Wegbegleiter Pater Anselm Grün in einem handlichen Buch, aus seiner persönlichen Glaubenserfahrung „Gedanken zur Selbstermächtigung im Glauben“ niederzuschreiben. „Seinen persönlichen Lebensraum“ mit Garten und Balkon beschreibt Pater Anselm unter dem Motto „wer bei sich bleibt, bei dem kann Gott auch einkehren und Wohnung nehmen“ (S. 165).

In mehr als sieben guten Kapiteln bietet der Autor vom „Glauben als individueller Weg“ (1.) und „Ausdrucksformen des Glaubens“ (2.) über die „Rituale, die den Alltag gestalten“ (3.) und „im Jahreskreis“ (4.) bis zu den „Heiligen als Modelle gelingenden Lebens“ (5.) und der „Vernetzung des Glaubens“ (6.) sowie in zwei Kapiteln „Schlussgedanken“.

Ausgehend von dem „Glauben als Selbsterfahrung und Selbsterkenntnis“ dient der Glauben nach Pater Anselm sowohl „als Deutung meines Lebens“ als auch als „innere Haltung“ bis hin zur „gesunden Lebenskultur“. Dabei sind die „Ausdrucksformen des Glaubens“ einerseits geprägt gewesen von der „Volksfrömmigkeit als Protest gegen eine klerikalisierte Liturgie“ und zu „Ritualen als Struktur für Raum und Zeit“. Andererseits haben die „Rituale eine ordnende und strukturierende Kraft“, den „Glauben in den Alltag hinein-zubringen und aus dem Glauben heraus zu leben“ (S. 29).

Die „Rituale, die den Alltag gestalten“ hat der Autor zunächst im dritten Kapitel (S. 31-60) in sechs Unterkapiteln von den „Morgenritualen“ bis zum „Pilgern“ aufgearbeitet, dargestellt und theologisch erläutert. Nach der ausführlichen und prägnanten Benennung und Darstellung dieser Alltagsrituale für „einen gesegneten und guten

Tag“ bietet das Buch in jedem Unterkapitel hinreichend Leerzeilen, die eigenen Rituale dazu jeweils aufzuschreiben.

Da „die Feste des Kirchenjahres die wesentlichen Inhalte unseres christlichen Glaubens ausdrücken“, werden im größten und vierten Kapitel (S. 61-146) des Buches in achtzehn Unterkapiteln „die Rituale im Jahreskreis“ von der „Adventzeit“ bis „St. Martin“ ebenfalls mit Notizmöglichkeiten aufgearbeitet und ansprechend dargestellt.

In den vier kleineren Schlusskapiteln sollen zunächst die „Heiligen als Modelle gelingenden Lebens neu entdeckt werden“ (S. 147-151), denn am Beispiel „der Heiligen wird sichtbar, wie diese Heilung durch Gott an uns selbst konkret geschehen kann“. „Wenn wir die Heiligen betrachten, wird Gott für uns menschlich“ und wir „trauen Gott zu, dass er auch an uns das Wunder der Selbsterweckung wirkt.“ Diese „Vernetzung des Glaubens“ (S. 153-163) wird von der „Hauskirche in der frühchristlichen Zeit“ über viele Beispiele dargestellter Formen von Gottesdiensten und Ritualen aufgeführt bis hin zu einem digitalen „Netzwerk im Glauben, das inzwischen über 100.000 Menschen erreicht“, wo „wir uns in den wesentlichen Fragen unseres Lebens – und darin besteht ja letztlich der Glaube – miteinander verbinden können“. Mit dieser „Selbstermächtigung im Glauben“ möchte der Autor im „Schlussgedanken“ uns bestärken, „ihre persönlichen Ausdrucksformen für ihren Glauben zu finden“, da wir „gemeinsam auf dem Weg auf das Geheimnis sind, das größer ist als wir selbst“.

So kann man abschließend voll dem Rückentext des Buches mit der offenen Zielsetzung zustimmen, dass es „in Krisenzeiten“ den „Menschen auf der Suche Ihnen Halt und Geborgenheit schenkt“ bzw. „suchende Menschen ermutigt, ihren Glauben wieder zu entdecken“ und bietet „zudem Platz, um eigene Ideen und Rituale zu notieren und so in den Glaubensschatz aufzunehmen“.

Damit hat der alte Münsterschwarzacher Benediktiner für uns in der „coronalen und digitalen Gesellschaft“ mit „Zu Hause mit Gott“ ein ansprechendes und gehaltvolles sowie gut lesbares Buch zur aktuellen Glaubenssituation vorgelegt.

*Reimund Haas*

---

# Auf ein Wort

---

*LANGSAMKEIT JAHEN*

*EINEN JEDEN MENSCHEN SEHEN*

*ES IST ZEIT GENÜG*

*markus roentgen*

### **Anschriften der Mitarbeiter\*innen dieses Heftes:**

Dr. Gunther Fleischer, Erzbistum Köln – Generalvikariat,  
Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Bernhard Sill,  
Kilianstraße 88, 33098 Paderborn | Kpl. Dr. Werner Kallen,  
Ursulinerstraße 1, 52062 Aachen | Arianita Mölder, Kath.  
Kirchen im Seelsorgebereich Bornheim – An Rhein und  
Vorgebirge, Servatiusweg 35, 53332 Bornheim | Dr. Werner  
Kleine, Goethestraße 64, 42327 Wuppertal | Dr. Paul Petzel,  
Vulkanstraße 20, 56626 Andernach

Beirat: Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7,  
52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074  
Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |  
Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvi-  
kariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134  
Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und  
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,  
Fax (0221) 1642-7005,  
E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,  
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im  
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,  
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |  
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung  
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis  
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher  
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag  
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E